

2. Jahrgang. • Heft 9. • Dezember 1903.

Oberschlesien

Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und
Vertretung der Interessen Oberschlesiens.

Herausgegeben von Dr. phil. E. Zivier.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erscheint
monatlich einmal (zu Anfang jeden Monats).
Abonnementspreis vierteljährlich Mark 3,—,
Einzelne Hefte Mark 1,25.



Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und
Postanstalten, sowie die Verlagsbuchhandlung
von Gebrüder Böhm, Kattowitz O.-S., entgegen.
Postzeitungsliste Nr. 5899.

Zur Geschichte der Besiedelung und Germanisierung Oberschlesiens.

Von

Dr. E. Zivier, Plesz.

Die Geschichte Schlesiens glänzt nicht durch hervorragende Ereignisse, deren Schilderung dankbar und verlockend für den Geschichtsschreiber, fesselnd und aufregend für den Leser ist. Es hatte nicht das Glück, in einer ins Auge springenden Anzahl Persönlichkeiten hervorzubringen, welche ihrer Zeit ihre Eigenart aufzuprägen vermochten, an denen die Zeit ein solches Interesse genommen, daß das Geschick dieser Persönlichkeiten auch das Schicksal des Landes ausgemacht hätte. Das Land Schlesien selbst hat trotz seiner verhältnismäßigen Größe, seiner nicht gar zu geringen Bevölkerungszahl nie den Ehrgeiz besessen, unter den Gebieten Europas an führender Stelle sich hervorzutun. Nie ist es der Mittelpunkt eines größeren Reiches gewesen; nie hat es, auch nur für einen Augenblick, die Zügel der Weltpolitik in der Hand gehabt; nie hat es auf die Geschicke der anstößenden Länder und der sie bewohnenden Völkerschaften einen bestimmenden Einfluß ausgeübt. Ja, selbst die eigene Selbständigkeit hat dieses Land nie hoch genug einzuschätzen gewußt, um der Erhaltung derselben die nötigen Opfer zu bringen; wie ein Kind hat

es mit dieser Selbständigkeit nichts anzufangen verstanden, als der Zufall sie ihm in den Schoß geworfen hatte und, als wäre es zum Gehorsam geboren und zu einer untergeordneten Stellung prädestiniert, hat es sich gutwillig an das Gängelband begeben und sich von dem beherrschen lassen, dem es gerade gut genug erschien, um darüber herrschen zu wollen. In der Tat haben auch alle benachbarten Völkerschaften kürzer oder länger über Schlesiens regiert: die Mährer, die Polen, die Böhmen, die Ungarn, dann wieder die Böhmen, bis es endlich zum größten Teil ein Bestandteil der großen Preussischen Monarchie geworden ist. Magnaten aus aller Herren Länder, Abkömmlinge der polnischen Piasten, der tschechischen Przemysliden, Mitglieder des böhmischen Hochadels, die Podiebrads, die Rosenbergs, die Auersbergs, die ungarischen Turzo von Betlenfalva und Henckel von Donnersmarkt, die Kurländischen Birons, die Brandenburgischen Markgrafen, die Herzöge von Kötten, die Höfe von Braunschweig, Stuttgart und Dresden, die Bischöfe von Krakau haben hintereinander und nebeneinander große Stücke dieses Landes, eigentümlich, mit halber und dreiviertel Souveränität besessen. Ja, soweit es sich um die politische Geschichte handelt, hat Schlesien nur eine passive Geschichte, keine *res gestae*, wie der Römer die Geschichte nennt, und ist in dieser Beziehung die Geschichte Schlesiens nur ein Teil der Geschichte derjenigen Länder, zu denen Schlesien der Reihe nach gehört hat.

Der Mangel einer glänzenden äußeren Geschichte schließt jedoch nicht aus, daß Schlesien eine besondere Eigenart herausgebildet, daß es im Innern sich abweichend von den benachbarten Provinzen entwickelt hat und daß der Werdegang dieser Entwicklung, dem Historiker, der für Kulturgeschichte ein offenes Auge besitzt, ein Interesse abzugewinnen vermag, das an Intensität dem von einer bewegten und geräuschvollen Vergangenheit geweckten nichts nachzugeben braucht. Auch die kleinen, geräuschlosen Ereignisse, welche die Entwicklung eines eigenartigen Landstriches und seiner eigenartigen Bevölkerung begleiten, üben ihre Anziehungskraft aus und haben ihren eigenen, intimen Reiz, der noch anziehender wirkt, wenn seine Darstellung sich an die Landsleute wendet, die ihm ohnehin ein angeborenes Interesse entgegenbringen.

Die Geschichte Schlesiens ist die Geschichte seiner Besiedelung und Kultivierung. Welche Menschen haben sich hier niedergelassen? was haben sie hier vorgefunden und was haben sie aus dem vorgefundenen gemacht? mit welchen Mitteln haben sie ihre Resultate erreicht? -- das sind die Fragen, welche die schlesischen Geschichtsforscher sich vorzulegen und zu beantworten haben. Es sei mir nun gestattet, für ein kleines Gebiet Schlesiens, den südöstlichen Winkel unserer Heimatprovinz, diese Frage so genau, als

das mir bis jetzt bekannte Material es gestattet, und so lückenhaft, als dies der Natur der Sache nach sein muß, zu beantworten. Skizzenhaft muß die Schilderung bleiben, selbst wenn kühne Kombination und rege Phantasie alles das zu ergänzen und zu retouchieren sucht, was schriftliche Dokumente und all die anderen Spuren, welche unsere Vorfahren auf und unter der Erde, in den Benennungen der Orte u. s. w. zurückgelassen haben, noch an Lücken offen lassen.

Das Gebiet, auf welches sich die folgenden Ausführungen beziehen, ist dasjenige, für welches das fürstlich Plessische Archiv eine ganze Reihe authentischer Quellen bietet und dessen Geschichte daher besser erforscht werden kann, als viele andere Teile Oberschlesiens, mithin das Gebiet der alten Standesherrschaft Pleß, das ungefähr den heutigen Kreis Pleß und Teile des Kreises Kattowitz und Sohrau umfaßt mit den Städten Nicolai, Myslowitz, Kattowitz, Berun und Pleß.

Die Frage, welcher Volksstamm, ob Slaven oder Germanen, diese Gegend, wie Oberschlesien und Schlesien überhaupt, ursprünglich bewohnt haben, wird heute, nicht zum Nutzen der Wissenschaft, von Tageszeitungen und Rednern politischer Vereine ventilirt und für politische Agitation nutzbar gemacht. Daß solche Auslassungen die Forschung nicht fördern können, ist klar, nicht minder aber auch, daß die praktische Politik mit solchen Fragen nichts zu tun hat. Welcher Politiker wird seinen Entschluß von einer Erwägung von Tatsachen abhängig machen, die tausend oder fünfzehnhundert Jahre zurückliegen? Werden die Spanier ihren schönen Süden den Deutschen ausliefern, weil die Provinz Andalusien von den germanischen Vandalen ihren Namen her hat, oder die Sachsen ihr Dresden und Leipzig den Slaven abtreten, weil diese Ortsnamen slavisch und die Orte selbst daher vermutlich von Slaven angelegt worden sind? Die Geschichte müßte man doch in solchen Fällen aus dem Spiel lassen, die Politik kann von ihr keinen Nutzen, die wissenschaftliche Forschung in jedem Falle nur Schaden haben!

Schlesien überhaupt, noch mehr aber die von uns hier zu behandelnde südöstliche Ecke desselben, ist in geschichtlicher Beziehung eigentlich Neuland, der Kultur nicht viel früher erschlossen, als die Gefilde Amerikas. Die alten Kulturpioniere, die Römer, die Griechen und Phöniciere, die des Bernsteins wegen Handelsbeziehungen mit Europas Norden unterhielten und Mittel-Europa häufig durchstreiften, scheinen unser Schlesien garnicht oder nur sehr wenig berührt zu haben. Die vielen römischen Münzen aus der Zeit von 336 vor bis 379 nach Christi Geburt, die in Schlesien gefunden worden sind, sind schwerlich von den Römern selbst hierher gebracht worden, vielmehr durch Vermittelung benachbarter Völkerschaften als allge-

meines Zahlungsmittel hierher gekommen.¹⁾ Hat aber je eine, wenn auch wenig frequentierte, römische Heerstraße durch Schlesien geführt, so ist sie der Oder entlang gelaufen, Pzyczynkawasser haben die Kasse der römischen Legionare oder der römischen Kaufleute nie getrunken. Wiewohl die alten Kulturvölker unser Land nicht in den Bereich ihres Einflusses gezogen und daher uns auch keine Berichte über dasselbe hinterlassen haben, steht es dennoch fest, daß es seit Jahrtausenden ein von Menschen besiedeltes, zum mindesten aber von Menschen durchstreiftes Land gewesen ist. Dieses beweisen die verschiedenen hier gemachten archäologischen Funde und Ausgrabungen. In den Kreisen Strehlen, Nimptsch, Breslau, Wohlau und Oppeln sind goldene Schmucksachen ausgegraben worden, deren Alter von den Archäologen in die älteste Bronzezeit, d. h. in das zweite Jahrtausend vor Christi versetzt wird. An Bedeutung — besonders für unsere Gegend — übertrifft diese Ausgrabungen ein vom fürstlich Pleßischen Forstgeometer Jagusch am 1. Juli vorigen Jahres gemachter Fund, der in einem Feuersteinbeil von einer sehr frühen, in Schlesien noch nicht vertretenen Form besteht. Dieses für die Theorie der Besiedelung Schlesiens sehr wichtige primitive Artefakt befindet sich gegenwärtig als Depositum des Fürsten von Pleß im Schlesienschen Museum für Altertümer in Breslau und harret noch einer weiteren wissenschaftlichen Deutung und Verwertung. Gefunden worden ist diese Feuersteinart bei Grabungen, die vorgenommen wurden zwecks Errichtung eines forstdienstlichen Sicherheitszeichens, in einer Tiefe von 30—40 cm, und zwar im Cielmitzer Forstrevier hart am Kreuzgestell des Jagens 86, 87, 107 und 108, wo jetzt der Sicherheitshügel steht. Südöstlich von der Fundstelle, etwa 200 m, beginnt der Moorteich Dombrowice. Diese merkwürdige Steinart, vielleicht das älteste Zeugnis menschlichen Lebens in Schlesien, ist uns ein Beweis dafür, daß schon in der frühen Steinzeit, d. h. also vor vielen, vielen Jahrtausenden, Vertreter der Gattung Mensch die Pleßer Waldsümpfe belebt haben. Eher können wir uns aber eine Vorstellung über die Lebensweise dieses Urmenschen machen, als erraten, welcher Rasse er angehört, welche Sprache er gesprochen hat und in welcher Beziehung er zu den Völkerschaften steht, die wir später hier vorfinden.

Jahrtausende sind ins Land gegangen und auch das erste Jahrtausend unserer Zeitrechnung mit seinen vielen Völkerwanderungen und Volksverschiebungen seit dieser Zeit verstrichen, bis wir von den Stämmen, die in Schlesien angesiedelt waren, einige Kunde erhalten. Wahrscheinlich sind auch die Germanen durch die Täler Schlesiens und über seine Berge gezogen,

¹⁾ S. Kloße. Funde römischer Münzen in Oberschlesien, in der Zeitschrift Oberschlesien, Jahrg. I, 1. 301 ff.

sie haben aber keine Spuren ihres Aufenthaltes zurückgelassen. Ganz verfehlt und vollständig unwissenschaftlich ist die Annahme, daß in den Bewohnern des Riesengebirges Überreste dieser Germanen sich erhalten haben sollten. Noch weniger ist an die Erzählungen zu glauben, die von einem Aufenthalte der Kelten in Schlesien berichten und sich auf Deutungen von Ortsnamen wie Keltisch stützen. Der griechische Schriftsteller Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Christus, nennt als Bewohner der Gegend zwischen der oberen Oder und Weichsel die lygischen Stämme Silinger und Korkontier. Die Silinger sind unzweifelhaft dem Namen nach die späteren Slenzane, die Anwohner des flusses Slenza, der Lohe, und des Slenzberges, des Zobtens, d. h. also die Schlesier. Der Name Korkontier klingt slavisch, ihn mit Korkonosch, dem slavischen Namen für das Riesengebirge, zusammenzubringen, wie es Schlesiens bester Geschichtsschreiber Stenzel tut, liegt sehr nahe; jedoch möchte ich keine weiteren folgerungen daran knüpfen. Die zeitigsten mittelalterlichen Quellen, so der bayerische Geograph und Thietmar von Merseburg, die Urkunde von Heinrich IV. für das Bistum Prag vom Jahre 1086 nennen als auf dem Gebiete des späteren Schlesiens wohnhaft die Slenzane, die Dadodesani, die Opolini, die Golenzizi, die Boborane und Trebowane. Man darf jedoch nicht, wie dies gewöhnlich geschieht, unter diesen Namen gesonderte Stämme oder Gaue verstehen. Die Slenzane sind nur die Anwohner des flusses Slenza, wie die Boborane die des Boberflusses, die Opolini — die Bewohner Oppelns, die Dadodesani — die Bewohner eines Ortes Dzieduszyce oder Dziaduszyce, die Golenzici die Bewohner einer vermutlich oberschlesischen Ortschaft Golenze oder Golenzyce und auch in dem Namen Trebowane steckt der Name einer Ortschaft. Keinesfalls darf, meines Erachtens, aus diesen rein geographischen Namen ein schluß auf eine Einteilung der Bewohner des Schlesierlandes in so viel Stämme geschlossen werden. Zu dieser Zeit war das ganze Land Schlesien, im weiten Sinne des Wortes, wie das angrenzende Krakauer Land, von einem Stamme der Lechen oder Polen, den man gewöhnlich die Chrobataten nennt, bewohnt. Es beweist dies neben anderem die nähere Verwandtschaft des schlesisch-polnischen Dialektes mit dem Dialekte von Krakau. In der Gegend von Posen und Gnesen wohnten die gleichfalls verwandten, jedoch politisch in der ersten Zeit getrennten, später sogenannten Großpolen.

Wann haben die polnischen oder lechischen Chrobataten, die direkten Vorfahren des jetzt hier noch wohnenden Volkes, die von den Karpaten, von denen sie ihren Namen hergebracht haben, aus irgend einem Grunde aufgebrochen sind, in der Gegend von Pleß ihren Einzug gehalten? Es lassen sich hierüber selbstredend nur Vermutungen aufstellen. Haben die

Lohe und der Jobten ihre Namen Slenza und Slenz erst von den Slaven erhalten, so sind schon die Silinger des Ptolomäus aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr. Slaven und vielleicht auch Chroboten gewesen. Da diese Namen jedoch nicht unzweifelhaft slavisch bezw. polnisch sind, so können die später angelangten Chroboten dieselben schon vorgefunden haben, und diese mögen auf sie übergegangen sein. Andererseits könnten die Silinger zwar auch schon Slaven, aber nicht vom Stamme der Chroboten, gewesen sein, und diese letzteren erst in jedem Falle nach der Völkerwanderung hier ihren Einzug gehalten haben. Nach der Annahme des polnischen Historikers Diekofinski, der sehr gründliche Studien über die Besiedelung des alten Polens gemacht hat, fand dieser Einzug statt erst im 8. Jahrhundert nach Chr.

Man hat darüber gestritten, in welcher Weise Völkerwanderungen, und besonders die des Mittelalters, stattgefunden haben, ob sie sich in einmaligen tatsächlichen Volkswanderungen abgewickelt oder nur das Resultat einzelner langsamer, in gewissen langen Zeitabständen auf einander folgender Schübe waren. Bezüglich Schlesiens möchte man doch glauben, daß es sich um eine einmalige Besitzergreifung handelt. Dafür spricht die Einheitlichkeit in Sprache, Sitte und Institutionen, die uns in Schlesien nach seiner Besiedelung durch die Slaven überall entgegentritt.

So muß auch unser Pleß—Kattowitz—Myslowitzer Ländchen mit einem Male von den heranziehenden Chroboten besetzt worden sein. Die wenig dichte, hier vordem vorhandene Bevölkerung mußte entweder fliehen, oder sie hatte sich vorher zurückgezogen und das Land leer zurückgelassen, oder aber sie wurde ausgerottet. Eine Unterjochung derselben ist unwahrscheinlich, da Überreste einer solchen einheimischen Bevölkerung, wenn sie nicht vertilgt worden wäre, in der Sprache, den sozialen Institutionen u. s. w. irgend welche Spuren hätten zurücklassen müssen, solche Spuren aber nicht auffindbar sind. Mit einem Blick auf die Landkarte kann man, wenn man dabei die entgegretenden Ortsnamen etymologisch sondiert, sich ein ungefähres Bild von der ersten Besiedelung des genannten Ländchens machen.

Wie heute noch die fürstlichen Forsten den Kern des Pleßer Kreises ausmachen, so mag zu der hier in Betracht kommenden Zeit das ganze Land von der Klodnitz im Norden bis zur Pszczyńska im Süden, von den sanften Höhenzügen um Orzesche und Sohrau bis zur Weichsel und Przemsza erst recht von dichtem Urwald bestanden gewesen sein, dessen sumpfiger Boden der Ansiedelung von Menschen nicht sehr günstig gewesen ist. Die ersten slavischen Ansiedelungen der Gegend entstanden entlang dem Laufe der Pszczyńska und der Przemsza. Der Weichselllauf bis zur Einmündung der Przemsza, der Korzywiez und die Gostine und in erster Zeit auch die Klodnitz

haben weniger Anziehungskraft auf die von den Karpaten hergekommenen polnisch-chrobatischen Einwanderer ausgeübt. Es läßt sich nicht sagen, in welcher Weise die Ankömmlinge das in Besitz genommene Land unter sich teilten, ob das Los oder gütliche Vereinbarung darüber bestimmte, wer sich hier niederlassen und wer weiterziehen sollte. Wie das Arrangement auch vor sich gegangen sein mag, das Resultat war das, daß im Tale der Pszczyńska, die allerdings später erst diesen Namen erhielt, die Ansiedler Pleszka (der Kahlkopf), Ćwikła (die Rübe), vielleicht auch schon Radość und Grzebło (der Striegel) festen Fuß faßten. An der Stelle, wo heute Altdorf bei Pleß sich befindet, hatte sich Pleszka als einer der ersten Kolonisatoren unserer Gegend niedergelassen, und von ihm hat sein Besitz den Namen Pleszczyzna (d. h. das dem Pleszka gehörige Gebiet) später zu deutsch Pleß und polnisch Pszczyzna mit Weglassung des l erhalten. Die Stadt Pleß ist an der Stelle, wo sie jetzt steht, erst später und zwar vermutlich gegen Ende des 13. Jahrhunderts angelegt worden, weshalb man das alte Pleß zum Unterschiede Stara Wies d. h. Altdorf nannte. (Ähnlich verhält es sich mit Gleiwitz und Alt-Gleiwitz.) Die Niederlassung des Ćwikła hieß Ćwiklice, heute Ćwiklitz, d. h. die Kinder des Ćwikła. Diese Art der Benennung von Ortschaften ist bei den Polen die üblichste und auch bei den anderen Westslaven sehr häufig. Ob Radość und Grzebło, nach denen die Orte Radośćowitz und Grzebłowitz benannt worden sind, auch schon zu den ersten Ansiedlern gehört haben, ist zweifelhaft, da diese Orte in den ältesten Verzeichnissen der Pleßer Ortschaften fehlen. Ich führe sie jedoch deshalb hier schon auf, weil ihre Namen rein slavisch und daher die Entstehung der Ortschaften eventuell noch vorchristlich ist. Verhältnismäßig mehr Ansiedelungen entstanden an der Przemsza und in deren Nähe. So begründeten dort die Ansiedler Jemiola, Dzierzko oder Dzierzek, Brzenczek und Mysł die Ortschaften Jemielno (Zmielin), Dziekowitz, Brzenczkowitz und Mysłowitz, Kot und Boguta — die Ortschaften Kattowitz und Bogutschütz. Zu den ältesten Ortschaften unsrer Gegend könnte man noch, wenn man nur die Etymologie des Ortsnamens entscheiden läßt, Berun, dessen Begründer Bierun heißen, eventuell noch Cielnitz, Zwakow, Czarkow, Warschowitz, Gardawitz, Woszczyc, Orzesze und Boischow rechnen. Auch Weichsel und Lendzin gehören vermutlich zu den Uransiedelungen, da sie schon sehr zeitig erwähnt werden. Sie mögen ihre Entstehung ihrer günstigen Lage verdankt haben. Wenn wir von Niederlassungen absehen, die im Laufe der Zeit eingegangen sein können, so enthält die vorstehende Aufzählung wohl die Liste sämtlicher Ansiedelungen, welche die angekommenen Chroboten hier begründet haben. Die Bevölkerung einer solchen Kolonie bestand natürlich nur aus einem Manne, seiner Familie und eventuell

seinem Gesinde. Da die anderen Ortschaften, wie später gezeigt werden wird, erst nach der Christianisierung Schlesiens entstanden sein können, so können wir in der vorchristlichen Zeit in unserer ganzen Gegend im ganzen etwa 15 bis 20 Kolonien oder Ansiedelungen mit einer Bevölkerung von etwa zusammen 150 bis 200 Seelen als existierend annehmen. Wahrscheinlich aber ist diese Ziffer noch zu hoch gegriffen, denn einzelne von den hier genannten Ortschaften mögen gleichfalls erst später entstanden sein. Daß diese halbwildten Ansiedler ein sehr primitives Leben geführt haben, ist selbstredend. Ihre Sprache war polnisch, und zwar ein Dialekt, der von dem heutigen, von dem Landvolke hier gesprochenen nur insofern besonders abwich, als er die aus dem Deutschen entlehnten Worte noch nicht besaß. Ihre Nahrung wird hauptsächlich in Fischen bestanden haben, was schon aus dem Umstande folgt, daß sie sich vornehmlich in der Nähe der Bäche niedergelassen haben. Wilder Honig, Pilze und Beeren, ein ab und zu erlegtes wildes Tier oder Vogel sind die Delikatessen gewesen, welche Abwechslung in die Kost dieser ersten Ansiedler gebracht haben. Die Kenntnis des Ackerbaues müssen die Ansiedler aus ihrer Heimat hierher mitgebracht haben, da sie allen Slaven gemein war, und es ist anzunehmen, daß sie auch bald daran gegangen sind, diese ihre Kenntnisse zu verwerten, wiewohl der Ackerbau noch einige Jahrhunderte lang in unserer Gegend eine ganz untergeordnete Stelle eingenommen hat. Die Wohnung dieser Leute bestand aus hölzernen Baracken, die Kleidung aus Tierfellen. So mögen Jahrhunderte verstrichen sein, die an dem Leben dieser Leute und an ihrer Umgebung sehr wenig geändert haben. Schwer ist es, über die politischen Zustände dieser ersten Einwohner unserer Gegend etwas zu sagen. Ob sie ein gemeinsames Zentrum gehabt haben, welches sie fühlen ließ, daß sie zu einer Sippe gehören, ob sie gemeinsame Kultstätten besaßen, an denen sie ihren Göttern dienten, wer weiß es, — sind wir doch über die inneren Verhältnisse der Slaven vor ihrer Bekehrung zum Christentum sehr wenig orientiert, über ihre Mythologie fast vollständig in unklarem. Spuren eines heidnischen Kultus sind in unserer Gegend, so weit bekannt, nicht gefunden worden. Erst mit der Annahme des Christentums im zehnten Jahrhundert sind die Polen in nähere Beziehung zu dem europäischen Westen getreten und erst seit dieser Zeit sind wir über ihre inneren und äußeren Verhältnisse unterrichtet. Wir finden bald Schlesien als Bestandteil des um das Jahr 1000 schon sehr mächtigen polnischen Reiches, das eine straffe innere Organisation zeigt, mit einem König oder Herzog an der Spitze und mit zwei getrennten Ständen, dem Adel und den Bauern. Welche Umwälzungen, welche Kämpfe dieser Konstituierung vorangegangen sind, wissen wir nicht, ja wir wissen ganz besonders nicht, wie es gekommen ist, daß der Herzog der

Eigentümer des ganzen Grund und Bodens und des den Boden bewohnenden Volkes geworden ist. Unbekannt ist uns, in welcher Weise der Adel entstanden ist, ob er einheimisch-slavischen oder fremden Ursprunges ist. Das Wort *szlachta*, welches im Polnischen den Adel bezeichnet, stammt aus dem Deutschen. Man vergleiche das deutsche Geschlecht und nach jemandem *schlachten*. Auch die polnische Bezeichnung für Wappen *herb* stammt aus dem deutschen: *Erbe*.

Erst in der christlichen Zeit Schlesiens, also im elften, zwölften und den späteren Jahrhunderten sind die übrigen Ortschaften unserer Gegend entstanden. Es beweisen dies ihre Namen, die auf christliche Personennamen zurückgehen. So Nicolai polnisch *Mikolow* vom Personennamen Nicolaus, *Smilowitz* von *Smil* = Samuel, *Jankowitz* von *Janek* = Johann, *Petrowitz* von Peter, *Pawlowitz* von Paul, *Urbanowitz* von Urban u. s. w. Auch *Pilgramsdorf*, *Pielgrzymowice*, und *Kreuzdorf*, *Krzyzowice*, zeigen durch ihre Namen, daß sie erst in der christlichen Zeit Schlesiens entstanden sind. Diejenigen Ortschaften, deren Namen nicht von Personennamen abzuleiten, sondern von der Lage oder Beschaffenheit des Ortes hergenommen sind, wie *Mezeryż*, *Miedzyszecze*, d. h. der zwischen zwei Flüssen, der *Pszczynka* und dem *Korzynież*, liegende Ort, *Guhrau* d. h. *Góra*, der Berg, *Łonkau* d. h. *Łąka*, die Wiese u. s. w., bieten diesen Anhaltspunkt für die Bestimmung ihrer Entstehungszeit nicht. Das sind aber alles Ortschaften jüngeren Datums, was bei einzelnen, wie *Jedlin* von *jedlina* = der Tannenwald, urkundlich nachweisbar ist, was aber in erster Reihe daraus folgt, daß wie der jeweilige Name beweist, der Ort, bevor er besiedelt wurde, etwas anderes, so *Łonkau* z. B. eine Wiese, gewesen ist, und als etwas anderes den Nachbarn schon vor der Besiedelung bekannt war.

Ich will nun versuchen, so weit es geht, die ungefähre Entstehungszeit der anderen Ortschaften, von denen man bestimmt behaupten kann, daß sie nicht zu den Uransiedelungen gehören, anzugeben. Wiewohl es sich nicht für jeden Ort einzeln nachweisen läßt, kann man dennoch mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daß die meisten im 13. Jahrhundert entstanden, und zwar zum großen Teil von Deutschen angelegt worden sind.

Man nennt Schlesien ein deutsches Kolonialland. Und nicht mit Unrecht. Die Besiedelung und Kultivierung Schlesiens ist durchweg deutsches Werk. Wenn auch die Kolonisation Schlesiens von Deutschland aus Jahrhunderte lang fortgedauert hat, ja heute noch fortgesetzt wird, denn immer neue und neue Zuzügler lockt das noch nicht auf allen Gebieten des Gewerbes und der Industrie urbar gemachte Land aus West- und Süddeutschland herbei, so fand der Hauptzuzug und die Begründung der meisten deutschen Ansiedelungen in einer Epoche statt. Diese Epoche war das 13. Jahr-

hundert. Ganze Ströme deutscher Auswanderer ergossen sich zu jener Zeit über den Osten des damaligen Europas, und ein großer Teil dieser Fluten lenkte den Lauf nach unserem Schlesien. Allerdings waren es die Herren, die über Schlesien geboten, die Herzöge, die über dasselbe regierten, selbst, die den Zug der Kolonisten hierher zu kehren suchten.

Schlesien hatte sich im Jahre 1163 von Polen losgelöst und in einzelne selbständige und unabhängige Herzogtümer geteilt. Das von uns behandelte Gebiet von Pleß, Nicolai u. s. w. kam erst 1178, zusammen mit den anderen Teilen Schlesiens, die zur Krakauer Diocese gehörten, als Patengeschenk des Großherzogs von Polen Kasimir für den eben getauften Sohn Meskos, Herzogs von Oppeln und Ratibor, der gleichfalls den Namen Kasimir erhielt, an Schlesien, und war in der ersten Zeit ein Bestandteil des Herzogtums Oppeln-Ratibor. Nach der Teilung desselben in zwei Herzogtümer blieb es lange Zeit ein Teil des Herzogtums Ratibor. Schon unter dem oben genannten Mesko, der bis 1211 regierte, mögen verschiedene deutsche Ansiedelungen in den Grenzen der späteren Standesherrschaft Pleß entstanden sein, wovon uns jedoch keine urkundliche Nachricht geblieben ist. Die Begründung der meisten fällt aber in die Zeit seiner Nachfolger Kasimir, Wladislaus und Praemislaus. Wenn wir die Namen der Dörfer der alten Standesherrschaft Pleß durchgehen, so fallen uns schon durch den Namen als alte deutsche Ansiedelungen auf: Rudoltowitz, dessen Begründer ein Rudolf, Goldmannsdorf, Goczalkowitz, Pilgramsdorf, Timmendorf und Ornontowitz, das von einem Arnold angelegt worden ist. Urban, der Begründer von Urbanowitz, Peter von Peterwitz, Johann oder Jan von Janfowitz, Samuel von Smilowitz, Paul, der den ersten Kern von Pawlowitz angelegt hat, können dem Namen nach ebensogut Deutsche wie Polen gewesen sein. Dasselbe gilt von Nicolaus, dem Begründer von Nicolai, demjenigen Orte, der früher als alle anderen unserer Gegend — und zwar schon im Jahre 1222 als Kastell oder Festung — urkundlich erwähnt wird. Jedoch unterscheiden sich die vom 13. Jahrhundert ab auch von Polen angelegten neuen Ansiedelungen dadurch von dem alten ganz bedeutend, daß sie nach deutschem Recht angelegt worden sind.

Wie schon vorhin betont, waren, nachdem sich in Polen auf unbekannte Art eine höhere Staatsgewalt entwickelt hatte, die Herzöge von Polen, wie auch die von Schlesien, die unumschränkten Eigentümer des ganzen Grund und Bodens und der auf demselben lebenden Menschen. Die Bewohner der Dörfer oder der dorfähnlichen Ansiedelungen wurden als Leibeigene betrachtet und waren für den Boden, den sie bearbeiteten und der als von dem Landesherrn ihnen aus Gnade überlassen betrachtet wurde, zu vielen, schweren Frohnen verpflichtet. Man nannte diese drückenden, eine freie Ent-

wicklung und Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte hemmenden Lasten, die erst hier nicht aufgezählt werden sollen, die Lasten des polnischen Rechts.

Die Kolonisierung durch Deutsche geschah in der Weise, daß der Herzog einem Unternehmer ein Stück Landes zur Besiedelung und Urbarmachung durch Zuzügler anwies, der es dann unter dieselben teilte. Die neuen Ansiedler waren von den Lasten der polnischen Rechte befreit und hatten an den Herzog von dem zur Bearbeitung erhaltenen Boden nur einen Zins zu zahlen und gewisse Heeresdienste zu leisten. Der Unternehmer, der das Dorf anlegte und in den lateinischen Urkunden locator genannt wird, wurde gewöhnlich auch der Schulze des neuen Dorfes. Nachdem die Erfahrung gelehrt hatte, daß die zu deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer für den Herzog rentabler waren und mehr einbrachten als die polnischen, trotz der verschiedenen Leistungen an Diensten und Prästationen, zu denen diese verpflichtet waren, wurde es üblich, auch den polnisch gebliebenen Ortschaften deutsches Recht zu verleihen oder auch von Polen neue Dörfer nach deutschem Muster und mit deutschem Recht anlegen zu lassen. Man darf daher nicht ohne weiteres, wenn von einer Ortschaft berichtet wird, daß sie zu deutschem Rechte ausgesetzt worden ist, annehmen, daß sie auch von Deutschen begründet oder bewohnt gewesen ist. Es ist nicht zu leugnen, daß es von großem kulturhistorischen Interesse wäre, genau festzustellen, welche Ortschaften Schlesiens von Deutschen angelegt worden und welche polnische Ansiedelungen sind. Ich will es versuchen, für den größten Teil des uns hier interessierenden Gebietes, der alten Standesherrschaft Pless, diese Frage zu lösen. Wie schon gesagt, ist es bei Dörfern wie Goczalkowitz, Timmendorf und ähnlichen schon in Folge ihres Namens anzunehmen, daß Deutsche ihre Begründer gewesen sind. Ich greife jedoch noch zu einem anderen Auskunftsmittel. Das fürstlich Plessische Archiv besitzt sogenannte Urbarien, d. h. Verzeichnisse von den Zinsen und Einkommen der Herrschaft. In diesen Urbarien sind sämtliche Ortschaften der Standesherrschaft aufgeführt, welche direktes Eigentum der Herrschaft gewesen sind, und bei jeder Ortschaft sind auch die Stellen, aus denen sie bestand, und die Namen ihrer Inhaber eingetragen, wie auch das, was sie an Zins zu entrichten hatten. Man kann daher mit ziemlicher Genauigkeit nachrechnen, welches in alter Zeit die Einkommen der Herrschaft gewesen, wir können aber auch ungefähr die Kopfbzahl der jeweiligen Bevölkerung der Standesherrschaft berechnen, ja mehr noch, wir wissen die Namen sämtlicher Stellenbesitzer in den Dörfern und aus späterer Zeit auch in den Städten des standesherrlichen Besitzes. Allerdings beginnen diese Urbarien erst mit dem Jahre 1536. Sie geben uns daher keinen Aufschluß darüber, in welcher Zeit die einzelnen Ortschaften entstanden sind, da die meisten schon vor

dieser Zeit angelegt worden waren. Auch werden die Namen der Stellenbesitzer, die wir in dem ältesten Urbarium von 1536 vorfinden, nicht genau sich mit den Namen der ersten Ansiedler der Dorfschaften decken. Wenn man sich jedoch vor Augen führt, wie stagnierend in jeder Beziehung die Dorfbevölkerung noch jetzt ist, und bedenkt, in welcher höherem Maße dies vor Jahrhunderten, als die Bauern an die Scholle gebunden waren, der Fall gewesen sein muß, so wird man einen Rückschluß aus dem Namenverzeichnis vom Jahre 1536 auf die Namen und hieraus auf die Nationalität der Ansiedler des 15. Jahrhunderts nicht von der Hand weisen. Daß ein solcher Rückschluß nicht im geringsten gewagt ist, beweist übrigens, daß die Namen, die wir aus dem Jahre 1536 kennen lernen, in der späteren Zeit immer wiederkehren und zwar Jahrhunderte lang sich fortpflanzen. Noch in einem Verzeichnis aus dem Jahre 1640 figuriert als Stellenbesitzer in Timmendorf ein Mathus Thymann. Gehen wir da fehl, wenn wir diesen Mathus Thymann als einen Nachkommen desjenigen Tiemann betrachten, der im 15. Jahrhundert den Ort Timmendorf begründet und ihm den Namen verliehen hat. Urkundlich erwähnt wird Timmendorf zum erstenmal im Jahre 1305. Weitere Namen von Inhabern von Timmendorf, die im Verzeichnis von 1536 und in dem von 1640, das ich vergleichsweise heranziehe, vorkommen, sind: Hanel, Winkler, Viehweider, Lang und andere, die gleichfalls deutsch klingen. Das Verzeichnis von 1536 hat von 21 Namen von Stellenbesitzern in Timmendorf nur einen Skoteczyn, der polnisch klingt. Das beweist, daß dies Dorf auch tatsächlich von Deutschen begründet worden ist, wiewohl im 16. Jahrhundert seine Bewohner vermutlich schon polonisiert waren, was daraus folgt, daß ihre Vornamen schon slavisiert sind. Ich will nun die Ortschaften des Verzeichnisses von 1536 durchgehen, und zwar in der Reihenfolge, wie sie dort angeführt sind, um aus den Namen festzustellen, welcher Nationalität ihre Begründer gewesen sein mögen:

Jan k o w i t z hat 15 „geseffene Wirte“, deren Namen, bis auf Hersch und Firlej, sämtlich polnisch sind. Aber auch die Träger dieser beiden Namen müssen keine Deutsche gewesen sein. Hersch ist vermutlich gleich Herzszt, d. h. der Arrestant, und wird ein Spitzname gewesen sein. Der Name Firlej kommt bei den Polen als Zuname häufig vor.

In S t u d z i e n i t z „seint geseffener Wirte“ 12. Von den Namen dieser zwölf ist keiner für deutsch zu halten. Die Begründer und ersten Ansiedler dieses Dorfes werden Polen gewesen sein.

C i e l m i t z zählt 15 geseffene Wirte mit ausgesprochen polnischen Namen.

Das Dorf **Paprotzan**, vermutlich eine jüngere Siedelung, hat 6 gefessene Wirte, deren Namen gleichfalls polnisch sind.

Tichau hat 26 gefessene Wirte, deren Namen, mit Ausnahme von Kelaus und Peter Rodiger, eventuell noch eines Klumbetz jedoch mit dem Vornamen Wojtek, polnisch sind.

Zabrzeg zeigt vier polnische Namen.

Lendzin hat 24 gefessene Wirte mit ausgesprochen polnischen Namen. Dieser Ort wird schon 1260 urkundlich erwähnt und zählt vielleicht zu den ersten polnischen Ansiedelungen unsrer Gegend. In dem erwähnten Jahre 1260 gab Herzog Wladyslaus von Oppeln dem Kloster Staniontek die Erlaubnis, dieses Dorf nach deutschem Recht auszusetzen. Wir haben hier somit das Beispiel einer rein polnischen Ortschaft, die deutsches Recht acceptiert.

Petrowitz, das, wie der Name zeigt, nicht zu den Uran siedelungen gehört, sondern schon in der christlichen Zeit Schlesiens entstanden ist, zählt 8 Wirte mit polnischen Namen.

Podlesie hat gleichfalls 8 Wirte, deren Namen polnisch sind.

Jarsitz hat nur 4 „gefessene Wirte“ mit polnischen Namen.

Wyrow — 9 Wirte. Namen polnisch.

Wilkowy — 3 Wirte. Namen polnisch.

Ober- und Nieder-Lazisk haben zusammen 9 Wirte mit sämtlich polnischen Namen.

Zgoin — 9 Wirte. Mit Ausnahme von Gall und vielleicht Zyman sind die übrigen Namen polnisch.

Suffetz, das gleichfalls schon sehr zeitig urkundlich erwähnt wird, -- im Jahre 1254 wird ein Johann Graf von Suffetz genannt, -- zählt 24 Wirte. Die Namen sind mit wenigen Ausnahmen, wo es nicht mit Bestimmtheit gesagt werden kann, polnisch.

Krier, hat 24 gefessene Wirte, deren Namen, mit Ausnahme von Gozal, polnisch sind.

Orzesche hat 10 Wirte, von denen Pawel Nikel wohl von Deutschen abstammte, jedoch bereits polonisiert war. Die übrigen Namen sind polnisch. Ein Vorfahr des Orzyszek, der unter den Wirten angeführt wird, mag dem Orte seinen Namen gegeben haben.

Warschowitz, welches auch zeitig — 1305 — urkundlich genannt wird, hat 34 gefessene Wirte, deren Namen größtenteils deutsch sind: Klemens und Peter Bognar, Matz Lorentz, Lukas und Matz Rogar, Merten Ungermann, Nickel Krauthacker, Marcus Kirchpeter u. s. w.

Kreuzdorf, das 1318 schon eine Kirche besitzt und 1305 schon unter den bischöflichen Zinsdörfern erwähnt wird, zählt 22 Wirte, die fast

sämtlich deutsche Namen tragen. Da die Vornamen auch noch nicht in slavifirter Form angeführt werden, ist anzunehmen, daß die Leute noch 1536 deutsch gesprochen haben.

- Timmendorf**, von dem oben schon die Rede war, hat 21 Wirte, wovon 20 mit deutschen Namen, jedoch mit einzelnen polonisierten Vornamen.
- Pawlowitz** — augenscheinlich eines der größten Dörfer — hat 45 Wirte mit fast ausschließlich polnischen Namen. Von Pawlowitz wissen wir, daß auf einem Teile desselben infolge eines Privilegs des Herzogs Wladislaus von Oppeln, der 1281 gestorben ist, ein gewisser Wojan auf 50 fränkischen Hufen Landes Kolonisten nach deutschem Recht angesiedelt hat. Im Jahre 1293 gestattete Herzog Praemislaus demselben Wojan, weitere 30 Hufen zwischen Goldmannsdorf und Golassowitz nach „teutonischem“ Recht zu besiedeln. Ob der Locator Wojan, der seinem Namen nach selbst ein Pole gewesen ist, deutsche oder polnische Kolonisten angesiedelt hat, wissen wir nicht. Das in unserem Verzeichnis von 1536 angeführte Pawlowitz bezieht sich nicht auf die Wojansche Ansiedelung und grenzte nur an dieselbe. Erst nach 1536 wurden diese beiden Teile von Pawlowitz vereint.
- Staude** — schon 1305 urkundlich erwähnt — hat 55 Wirte mit fast ausschließlich polnischen Namen.
- Deutsch-Weichsel** hat 31 Wirte mit fast ebensoviel deutschen wie polnischen Namen. Die Vornamen sind 1536 bereits polonisiert.
- Polnisch-Weichsel** hat 28 Wirte mit fast ausschließlich polnischen Namen. Die Gegenüberstellung von Deutsch- und Polnisch-Weichsel zeigt uns, daß das erstere von Deutschen angelegt worden ist. 1223 wird ein Weichsel erwähnt, worunter nur das ältere Polnisch-Weichsel verstanden werden kann. Deutsch-Weichsel muß demnach nach 1223 entstanden sein.
- Lonkau** hat 55 Wirte. Die Namen sind fast ausschließlich polnisch.
- Goczalkowitz** hat 25 Wirte mit etwas mehr polnischen als deutschen Namen. Unter den deutschen kommt auch der Name Jagel (Jakob Jagel) vor, dessen Auftreten als Eigenname insofern interessant ist, als er den Namen des Geistes des Riesengebirges, des Rübzahls, erklären hilft.
- Mezerzitz** hat 11 Wirte mit polnischen Namen.
- Wohlau** hat 13 Wirte mit polnischen Namen. Bei Wohlau befand sich ein wichtiger Übergang über die Weichsel, der durch einen Turm (polnisch wieża) gedeckt wurde. Davon heißt noch heute der dortige Teich Wieżnik. Im übrigen wurde der Turm, Wieża, um den herum im Jahre 1536 drei „Wirte“ wohnten, als ein selbständiges Dorf betrachtet.
- Niedzna** hat 19 Wirte mit polnischen Namen.

Grzawa hat 16 Wirte mit fast ausschließlich polnischen Namen.

Kobier hat 9 Wirte mit polnischen Namen.

Radostowiz hat 5 Wirte mit polnischen Namen.

Czarkow hat 6 Wirte mit polnischen Namen.

Altdorf hat 26 Wirte mit fast ausschließlich polnischen Namen.

Poremba hat 8 Wirte mit polnischen Namen.

Sandau hat 4 Wirte mit polnischen Namen.

Urbanowiz hat 15 Wirte mit polnischen Namen.

Über Rudostowiz, Goldmannsdorf, Pilgramsdorf und noch einige andere Dörfer fehlen die statistischen Angaben. Aus den bis jetzt gemachten Ausführungen folgt aber mit Gewißheit, daß die eben genannten Ortschaften im 13. Jahrhundert entstanden sein müssen, von Deutschen angelegt worden und auch von Deutschen besiedelt gewesen sind. Wenn wir von den Städten Pleß, Berun, Nicolai, Myslowiz, auf die noch zurückgekommen werden soll, absehen, so folgt aus den bis jetzt angeführten Tatsachen, daß in dem Gebiete der alten Standesherrschaft Pleß mindestens sieben Ortschaften von Deutschen angelegt und der Kultur zugeführt worden sind. Nicht bloß in dieser stattlichen Zahl, noch mehr in dem Umstande, daß sie für die Kultivierung der anderen Orte vorbildlich geworden sind, liegt die große kulturelle Bedeutung dieser Ansiedelungen. Nicht unerwähnt darf eine weitere, wenn auch spätere deutsche Gründung in dem Gebiete der Standesherrschaft Pleß bleiben. Ich meine die Anlage eines der ältesten schlesischen Eisenwerke, des später sogenannten Althammer, auf der Lübenauer Heide, da wo die Klodnitz die Grenze zwischen dem alten Herzogtum Ratibor und dem Herzogtum Beuthen, zwischen dem heutigen Pleßer und Beuthener Kreise, am Ausgange des 14. Jahrhunderts — im Jahre 1394 — durch Meister Heinrich. Dies älteste Industrie-Etablissement unserer Gegend und der Vorläufer der großen ober-schlesischen Hüttenwerke ist erst im vorigen Jahrhundert eingegangen und hat so die Konkurrenz mit seinen jüngeren gewaltigen Nebenbuhlern aufgegeben.

Die Kolonie Anhalt, die im Jahre 1770 aus eingewanderten Protestanten aus Galizien entstanden ist, ist jedermann bekannt und wird hier nur der größeren Vollständigkeit wegen erwähnt.

Es bleibt jetzt noch, den Städten der alten Standesherrschaft Pleß einige Worte zu widmen. Kattowiz, — wie vorweg genommen werden soll, — jetzt die größte Stadt dieser Gegend und eine der rührigsten Städte Oberschlesiens, hat, wie allgemein bekannt, erst seit einigen Jahrzehnten Stadtrechte erhalten und ist bis vor kurzem noch ein Dorf gewesen. In der älteren Zeit ist es so unbedeutend, daß es kaum einer Erwähnung für würdig gehalten wird, und gilt als ein Anhängsel von Bogutschütz. Noch

um das Jahr 1740 besteht die ganze Einwohnerschaft von Kattowitz aus 30 sogenannten Gärtnern, die auf nur 18 Gärtnerstellen sitzen, und aus 12 Häuslern, von denen der eine zugleich Kretschmer ist.

Myslowitz wird in dem Verzeichniss von 1536 nicht angeführt, weil es gerade in diesem Jahre verkauft worden war.

Von Berun erfahren wir, daß es 1536 im ganzen 34 angeessene Wirte und eine Mühle besaß. Die Namen der Inwohner werden leider nicht angeführt, so daß wir über ihre Nationalität uns keine Vorstellung machen können. Die Namen, die wir aus einem etwas späteren Urbarium, dem von 1586, kennen lernen, sind fast ausnahmslos polnisch. Wir können daher auch diese Stadt mit ziemlicher Sicherheit als polnische Ansiedelung betrachten. Wann dieses Städtlein, dem irgend eine größere Rolle zu spielen es nie vergönnt gewesen ist, als Stadt angelegt worden ist, ist nicht bekannt. Stadtrecht und zwar das Recht der Stadt Pleß haben die Beruner erst vom Herzog Kasimir von Teschen erhalten, was direkt um das Jahr 1500 geschehen sein kann.

Von demselben Herzog Kasimir und auch um dieselbe Zeit, also gleichfalls vor rund 400 Jahren, hat auch das Städtchen Nicolai Pleßer Stadtrecht erhalten. Wenn gewöhnlich angegeben wird, daß Nicolai erst 1547 zur Stadt erhoben sei, so ist dies nicht richtig. Aus diesem Jahre stammt nur eine spätere Bestätigung des Nicolaier Stadtrechts. Dieser Ort war einst bedeutender als Pleß. Er wird schon 1222 urkundlich erwähnt, und zwar als Festung. Wir werden später bei Pleß sehen, wie man sich eine solche damalige Festung vorzustellen hat. Diese Bedeutung hatte Nicolai, weil es im Knotenpunkt eines alten Straßennetzes lag, an der Stelle, wo die von Gleiwitz kommende Straße nach Pleß-Bielitz und nach Berun-Oswiecim-Krakau sich gabelte. Im Jahre 1536 hatte Nicolai 37 angeessene Wirte, deren Namen jedoch nicht angeführt werden. Das Urbarium von 1586 zählt 26 Wirte und 35 Gärtner, d. h. Vorstadtbewohner. Die Gärtner tragen sämtlich polnische Namen, unter den Wirten befindet sich eine ganze Anzahl mit deutschen Namen. In dem Verzeichniss von 1640 tragen fast sämtliche 26 Wirte polnische Namen, darunter die meisten, die im 16. Jahrhundert schon vorkommen. Es folgt hieraus, daß die Stadt sich immer mehr polonisierte und daß sie daher bei ihrer Begründung als Stadt vielleicht nur aus Deutschen bestand. In den Jahren 1787—89 bestand Nicolai aus 142 Häusern, von denen nur sechs Ziegeldächer und die übrigen Schindeldächer gehabt haben.¹⁾ Die Bevölkerung bestand aus 883 Seelen.

¹⁾ Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, B. XV, S. 522.

Über Pleß selbst sind die alten Nachrichten noch spärlicher als über Nicolai. Es wird zum ersten Mal im Jahre 1302 urkundlich erwähnt, und zwar auch schon als Kastell. Es muß daher kurz vorher als solches und zugleich auch als Stadt mit dem Ringe, in der Form, wie er heute existiert, und einer oder zwei Straßen angelegt worden sein. Wie schon oben ausgeführt, muß das ursprüngliche Dorf Pleß, eine Niederlassung des Ansiedlers Pleßka, der in dem Namen der Stadt und des vorbeifließenden flusses sich verewigt hat, an der Stelle sich befunden haben, wo heute Altdorf liegt, d. h. Altdorf ist das eigentliche, alte Pleß. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts, wie angenommen werden muß, berief der Herzog von Ratibor neue Ansiedler, um an der Stelle, wo Pleß jetzt steht, eine Stadt und Festung zu begründen. Von dem kriegerischen Wladislaus Herzog von Oppeln und Ratibor, der auch unser Gebiet beherrschte, wissen wir aus seinen eigenen Worten, die er in einer Urkunde von 1272 niederlegte, daß er den Wunsch hatte, sein Land durch Festungen zu sichern und daß er daher den Ort Sari ausgewählt, um dort eine Festung, das spätere Sohrau, zu gründen. Möglich, daß auch er es war, oder vielleicht erst sein Nachfolger Praemyslaus, der Pleß zum Dasein berief. Ob Deutsche oder Polen es waren, welche die Stadt angelegt haben, ist nicht zu ermitteln, zum Muster und Vorbild wurden in jedem Falle die von Deutschen begründeten Ortschaften genommen. Den Vorgang der Anlegung der Stadt hat man sich so zu denken. Dem Locator, der dann der Vogt der neuen Siedelung wurde, wurde ein großes Stück Feldes oder Waldes, bei Pleß vermutlich Sumpfes, zugewiesen, welches die spätere Gemarkung der Stadt ausmachte. An geeigneter Stelle ist dann ein Platz abgemessen worden, der den Ring der zu begründenden Stadt ausmachen sollte. Das Feld um den Ring herum ist in einzelne Parzellen geteilt worden, auf denen die neuen Häuser entstehen sollten. Jedem Hause ist innerhalb der Stadtmarkung ein Feldanteil, der sogenannte *dzialek*, zugemessen worden. Noch heute gehört zu den meisten Häusern in Pleß ein solcher Feldanteil, der außerhalb der Stadt liegt. Die Parzellen am Ring bekamen immer eine schmale Front, damit möglichst viel Häuser dort hingebaut werden und somit die Bürger meist am Ringe wohnen konnten. Mit wieviel Häuschen die Stadt begründet wurde, ist nicht zu ermitteln. Im Jahre 1536 hatte Pleß die für hiesige Verhältnisse stattliche Anzahl von 82 angezessenen Wirten. Es waren selbstredend sämtlich Ackerbürger. In der ältesten Zeit hat ganz bestimmt sich keiner ausschließlich dem Handwerk oder Gewerbe gewidmet, vielmehr dies nur nebenbei, soweit die Beschäftigung mit dem Ackerbau ihnen die Zeit dazu ließ, ausgeübt. Im Jahre 1498 erhielt Pleß von Herzog Kasimir von Teschen eigenes Stadtrecht, nach dem Muster des Ratiborer Stadtrechts,

dessen die Stadt sich schon vorher aushilfsweise und wie es scheint ohne besondere landesherrliche Genehmigung, bediente. Im 16. Jahrhundert war auch das Junftwesen in Pleß geordnet und diente den Städten Nicolai und Berun zum Muster. 1536 hatte Pleß sechs Bäcker, sieben Schuster, ebensoviel Fleischer, vier Böttner und eine (nicht genau angegebene) Anzahl Tuchmacher.

Nach den Daten des schon häufig angeführten Urbars von 1536 und mit Zuhilfenahme einiger anderer Quellen kann man sich ein ungefähres Bild von dem damaligen Pleß und dem Leben seiner Bürger machen. Seine Einwohnerzahl betrug an die 450—500 Seelen (82 Wirte). Sie wohnten zum großen Teil am Ring, der den Umfang hatte wie heute, weiter auf der Polnischen und Tuchmachergasse. Auch die Schloffer- und Kirchgasse mögen schon existiert haben. Die Stadt war, wie noch heute, ringsherum von Gräben umschlossen, die jedoch breiter und tiefer gewesen sind, weil sie zur Verteidigung in Kriegsgefahr gedient haben. Außerdem war sie ringsherum von einem Wall und einem hölzernen Palissadenzaun umschlossen, welchen man den Parchen hieß. Durch diese Holzfestung führten nur zwei Ausgänge zur Stadt hinaus, der eine durch das Deutsche Tor, welches ungefähr da stand, wo sich die alte Zentralverwaltung befindet, das zweite durch das Polnische Tor am Ende der Polnischen Gasse, kurz vor der Mündung des Grabens in die Pszczyńska. Des Nachts wurden die Tore geschlossen und der Verkehr nach außen unterbunden. Daß die Stadt keine Straßenbeleuchtung und in den ersten Jahrhunderten ihrer Existenz auch kein Straßenpflaster gehabt hat, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. In der ersten Zeit, im 13. und 14. Jahrhundert, hatten die Häuschen weder mit Scheiben versehene Fenster, noch Schornsteine. Der Rauch des offenen Herdfeuers zog durch die Tür oder eine Luke ab. Im 15. und 16. Jahrhundert war es in dieser Beziehung überall in Mitteleuropa, und daher auch in Pleß bedeutend besser geworden. Daß aber in jedem Falle bei den immer noch sehr primitiven Herdeinrichtungen, bei denen das Essen sehr leicht zu verräuchern pflegte, die Küche keine lufullischen Mahlzeiten liefern konnte, läßt sich leicht denken. Die Nahrung bestand in unserer Gegend, abgesehen von den Feldfrüchten, wohl zum großen Teil noch aus Fischen, die übrigens von hier noch nach fernen Gegenden exportiert wurden. Von den Feldprodukten war Heidegrüße oder Heidegraupe, welche im 13. Jahrhundert von den Tataren hier eingeführt worden ist, sehr verbreitet und beliebt. Die Stellung des Städters war jedoch immer im Vergleich zu der des Landmanns eine höchst beneidenswerte, — nicht so sehr in Folge des größeren Komforts, der ihm immerhin zugänglich war, — als vielmehr in Folge seiner freien politischen Stellung. Während die Bauern, mit Ausnahme der ausdrücklich befreiten, an die Scholle gebunden und zu

verschiedenen Frohnen, den sogenannten Roboten, verpflichtet waren, waren die Städter davon befreit. Die Plesser Bürger besaßen ihre Stellen zu Erbeigentum, konnten über dieselben verfügen und hatten von denselben nur einen gewissen Zins zu zahlen. Die städtischen Angelegenheiten wurden von einem löblichen Rat verwaltet, der aus vier Mitgliedern bestand. Von diesen wählte den Bürgermeister und einen Ratsmann der Herr von Pleß; die beiden anderen Ratsmänner wurden von der Kommune, jedoch auch so, daß sie dem Standesherrn zusagten, gewählt. Dem Rat stand auch die Gerichtsbarkeit über die Bürger zu. Öffentliche Versammlungen pflegten gewöhnlich in der Schenke stattzufinden, wo hauptsächlich Bier, das nicht so alkoholreich war wie das heutige, getrunken wurde. Der Branntwein wurde erst im 15. Jahrhundert eingeführt, aber noch im 17. Jahrhundert klagen die Gutsbesitzer der Plesser Gegend, daß das hiesige Volk so arm sei, daß es nur Wasser trinken könne, und daher die Schenken nichts einbrächten. Eine Schenke, oder ein Kretscham, wie man im Osten sagte, war im Mittelalter ein sehr wichtiges und hochprivilegiertes Ding und wurde infolge der Einnahmen, die sie brachte, sehr geschätzt. Interessant ist, daß Herzogin Helena, die in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts über Pleß regierte, in einzelnen Privilegien, die sie den Kretschmern erteilte, die Bestimmung trifft, daß die Dorfversammlungen, die Wahlen des Schulzen u. s. w. nur im Kretscham stattfinden dürfen. Neben der Stadt Pleß, da wo das heutige Schloß sich befindet, stand im 16. Jahrhundert „ein wohlgebauter Hof“, an welchen sich ein Vorwerk und eine große Schaftrift anschloß. Dieser Hof, der gleichfalls von einem Graben rings umgeben war, war die Residenz des Standesherrn von Pleß. Wann die Plesser Holzfestung kassiert worden ist, weiß ich nicht, aber im 16. Jahrhundert legte man noch großes Gewicht auf dieselbe. Es ist dies aus einer Eintragung aus dem Jahre 1593 zu ersehen, welche besagt, der Hauptmann der Herrschaft Pleß habe einzelnen Personen gestattet, „in dem Pärchen“, d. h. innerhalb der Holzverschanzung zu bauen, jedoch „mit diesem Bescheid“, daß, falls die Notwehr es erfordern sollte, es der Obrigkeit freistehen solle, diese Häuser niederzureißen. In unsrer Zeit, in der mit Krupp'schen Kanonen geschossen wird, mag man über die gute, alte Zeit lächeln, in der man sich hinter einer Holzwand vor dem Feinde geschützt glaubte. Daß jedoch solche Holzverschanzungen in der Tat einen Schutz zu bieten imstande waren, zeigt die Geschichte verschiedener Schlachten des Mittelalters. Die aus Tannenholz gebaute Burg Leobschütz konnte z. B. in der Mitte des 13. Jahrhunderts von den galizischen Fürsten Daniel und Leo nicht genommen werden, und diese mußten unverrichteter Sache sich von ihr abwenden.

Vom Weichselzopfe.

Von

Dr. Franz Thalwitzer.

Die Medizinalabteilung des preußischen Kultusministeriums hat für die Jahre 1899 und 1900 eine Erhebung über die Zahl der Weichselzopfträger angestellt, deren Ergebnis kürzlich veröffentlicht ist.¹⁾ Zur amtlichen Kenntnis kamen dabei über 6500 Weichselzopfträger in Preußen. Mit den verheimlichten Fällen dürfte die wirkliche Zahl 10 000 vielleicht erreicht werden. Der Weichselzopf verdient also noch immer das Interesse der Ärzte sowohl wie aller um die Hebung der Gesundheit des Volkes und seine Aufklärung besorgten Gebildeten.

Wenn auch Oberschlesien (Regierungsbezirk Oppeln) mit den Regierungsbezirken Posen (2507), Bromberg (1858) und Marienwerder (1354) an Menge der Zopfträger nicht konkurrieren kann, so hat es doch den zweifelhaften Vorzug mit 310 Fällen an vierter Stelle in Preußen zu rangieren. Dieser Umstand mag es rechtfertigen, wenn wir uns mit dem Thema an dieser Stelle befassen.

In 101 oberschlesischen Ortschaften, darunter 5 Städten, ist der Weichselzopf nachgewiesen, an 5 Männern und 305 Frauen. Der Nationalität nach waren 51 deutsch, 259 polnisch, dem religiösen Bekenntnis nach, soweit es angegeben ist, 33 evangelisch, 276 katholisch, 1 jüdisch. Soweit sich amtlich feststellen ließ, wurde der Zopf bei 1 evangelischen und 60 katholischen aus Aberglauben erhalten.

Was ist der Weichselzopf? Die Antwort soll das Ende der folgenden Betrachtung vorwegnehmen: eine durch Unsauberkeit und mangelnde Haarpflege namentlich bei längerem Krankenlager, teils zufällig, teils aus abergläubischen (oder kurpfuscherischen) Gründen beabsichtigt eintretende, unentwirrbare Verfilzung, besonders des Kopfschaars, zu einem zopfähnlichen Gebilde.

Diese Erläuterung ist das Ergebnis einer über 300 Jahre währenden Diskussion, welche nicht immer mit der wissenschaftlichen Ruhe geführt worden ist, mit der wir heute von der Sache reden können. Dazu stand zu viel auf dem Spiele. Wurde das Übel doch als Ursache des Verfalls der polnischen Herrlichkeit angesehen, ja, zeitweilig als bedrohlich für die europäische Welt geschildert. Über das Alter der „Krankheit“ sind die Ansichten von jeher geteilt gewesen. Die einen behaupten, sie sei uralte, schon

¹⁾ Das Sanitätswesen des preußischen Staates während der Jahre 1898, 1899 und 1900. Berlin 1903, pp. 265—272.

zu dem sagenhaften Medusenhaupt der Alten hätten Weichselzopfföpfe Modell gestanden.¹⁾ Andere schreiben sie den Tartaren auf die Rechnung, welche bei ihrem Einfall den Polen giftige Kräuter in die Brunnen geworfen hätten, woraus das Leiden entstand.²⁾ Andere wieder führen es abenteuerlich in die Zeit Casimir I. (1040—1058) zurück, in jene Zeit, wo als Äquivalent für die vom Papste erteilte Befreiung Casimirs vom Priestereide der polnischen Nation das Hauptscheren, die polnische Nationaltonsur, auferlegt wurde. Die wenigen auf dem Scheitel stehenbleibenden Haare hätten die Ausdünstungsfunktionen aller Haare bei ihrer Minderzahl nicht mehr bewältigen können, die Absonderungen seien zu stark geworden und dadurch die Haare verklebt.

Diese und ähnliche quasi-wissenschaftliche Erklärungen, die wir uns ersparen wollen, sind nur Beweise für die tatsächliche Unkenntnis. Sehr früh haben sich jedenfalls direkt mystische Vorstellungen eingefunden. Darauf weisen die meisten Bezeichnungen für unseren Weichselzopf hin. (Koltun, wieszczycza, Mahrelocke, Wichtelzopf, Wehrlocke, Trudenzopf, Herenzopf u.) Sie hängen mit dem Zauberwesen unmittelbar zusammen. Nach allgemeiner Annahme hat der Weichselzopf mit dem Weichselfluß nichts zu tun, sondern ist eine volksetymologische Verdeutlichung des polnischen wieszczycza, welches ein Zauberweib, dann auch eine Nachterscheinung, Dampyr bedeutet. Die Weichselzopferscheinung wird durch ein Zauberweib hervorgerufen,³⁾ andererseits figuriert ein abgeschnittener Weichselzopf unter den Attributen und dem Handwerkszeug von Zauberern, Wahrsagern, Hexen. Als Fortwirkung dieses Zauberwertes mag die Jahrhunderte gebräuchlich gewesene und zum Beginn des 19. (!) Jahrhunderts von einem Arzte (!) erneut vorgeschlagene Heilmethode gegen den Weichselzopf — echt homöopathisch — gelten: Branntwein, der über einem abgeschnittenen Weichselzopfe digeriert war. Es mußte aber durchaus eine „christliche“ Plica sein; ein Judenzopf, zu gleichem Zwecke gebraucht, hätte das Übel nur vergrößern können. An der Unschuld des Weichselflusses an Namen und Wesen des Weichselzopfes kann auch der Umstand nichts ändern, daß mühsame und langjährige Beobachtungen eines Gelehrten des 18. Jahr-

¹⁾ *Herkules de Saxonia: de plica polonica. Patav. 1600, Vorrede.*

²⁾ Immer und überall sucht man ja für eigene Sünden und Unterlassungen oder sonst unaufklärbare Fakta die Schuld bei den anderen. Wie man die Juden und die Totengräber als Brunnenvergifter verbrannte, wenn eine Pest sich um die Medizinalverfügungen nicht kümmern wollte! Selbst amtliche Berichte von heute sind von solcher kleinen Schwäche nicht frei. Tolle Hunde z. B. werden in auffallender Häufigkeit, vielleicht durch mehrere Zwischenglieder von einem ausländischen Köter gebissen, der unberechtigterweise über die Grenze geschlichen ist. Der „Fall“ ist dann damit so beruhigend „affenmäßig“ erledigt.

³⁾ Vergl. das lateinische: *plica incuborum.*

hundreds die Besonderheit der Ausdünstungen der Weichsel studiert und deren Einfluß auf die Entstehung des (vermeintlich mit Recht nach ihr benannten) Weichselzopfes glänzend bewiesen hatten.

Wie bemerkt, war der Weichselzopf früher ein wirkliches allgemeines Volksübel in Polen. Aus der reichhaltigen Literatur (die deutsche und französische hat über 300 Einzelarbeiten über unseren Gegenstand hervorgebracht, von denen ich nur etwa 50 durchgesehen habe) einen Zahlenanhalt zu gewinnen, ist unmöglich, weil man unter Weichselzopf nicht nur das Zopfgebilde an sich zu verstehen pflegte, sondern eine Anzahl von Krankheiten als hinzugehörig rechnete, deren Emanation oder deren Krisis das Zopfgebilde darstellen sollte. Ja, schließlich nannte man auch andere Krankheiten, ohne das Zopfgebilde, Weichselzopf; man glaubte genau zu wissen, weshalb in solchen Fällen der Zopf nicht „herausgekommen“ war. Da half man nach, indem man einen abgeschnittenen Weichselzopf in das Haar des Kranken flebte und jenes durch diese schmutzige Prozedur ebenfalls zum Verfilzen brachte. Aber die Zahl der eigentlichen Weichselzopfträger muß im ehemaligen Polen um ein vielfaches höher gewesen sein, als auf dem gleichen Gebiete heute. Solche „Kranke“ — der besten Stände — reisten Europa durch, um medizinische Größen zu konsultieren. Ihnen verdanken wir die in den Werken der Ärzte außerhalb Polens niedergelegten prächtigen illuminierten Kupfer von Weichselzopfträgern, deren Scheußlichkeit kaum zu überbieten ist. Bis Mitte des 19. Jahrhundert finden sich in den Kurberichten der Weltbäder, z. B. Karlsbad, ¹⁾ glänzende Badeerfolge bei Weichselzöpfen regelmäßig beschrieben. Von der Häufigkeit des Schmutzes bei den upperten ist der Schluß auf die Unmenge von Zöpfen beim gemeinen Volke gestattet. In Oberschlesien verstarben (!) 1792 noch 34 Personen am Weichselzopf, 4 mehr als in ganz Schlesien sich Selbstmorde zutrug.

Das Leiden war nach der Zeitanschauung Schuld am Niedergang Polens. Wenn das ehemalige Polen, das 50 Quadratmeilen größer war als das damalige Frankreich, nur 9 Millionen, letzteres 25 Millionen Einwohner anno 1785 zählte, so — meinen die Schriftsteller — ist allein der Weichselzopf die Ursache. A. F. Hecker¹⁾ prophezeit aus dem Jahre 1806 mit Logarithmen und Formeln — ich gestehe beschämt, daß ich sie nicht verstanden habe — bis zum Jahre 1906 den Untergang von 6 098 000 Polen allein durch den Weichselzopf, so daß ihrer im genannten Jahr nur 11 893 000 leben würden. Der Gute hat sehr vorbei prophezeit und doch eine richtige Zahl getroffen!

¹⁾ Der Bericht (Saison 1850)! nennt den Weichselzopf „diese protensartige chronische Krankheit“. Hecker, A. F., Gedanken über die Natur und die Ursachen des Weichselzopfes. Erfurt 1810, p. 216.

Kein Wunder, wenn bei dieser Gemeingefährlichkeit die medizinischen Kreise sich früh offiziell und amtlich mit der Frage zu befassen hatten. Selbst in den Kreisen Ratlosigkeit! Die Akademie in Krakau wandte sich 1584 in ihrer Verlegenheit nach — Padua und extrahierte ein medizinisches Gutachten. „Nicht klüger, als wenn sie von dorthier eine Anweisung zur Bärenjagd verlangt hätten“, bemerkt dazu 1683 Janus Abraham de Gehema,¹⁾ der über die *plica polonica* schrieb, die er aus eigenster Anschauung kannte. Das Gutachten von Padua war auch danach! Es konnte nur die Anschauungen widerspiegeln, die man von Krakau nach Padua berichtet hatte, die ihrerseits der etwas methodisierte Unsinn des Volksglaubens waren: nach wie vor wurden Weichselzöpfe, wenn nicht künstlich hervorgerufen, so doch sorgfältig kultiviert und frühestens aufgegeben, wenn sie, infolge des Nachwuchses gesunder Haare, von selbst abfallen wollten. Auch dabei ging es noch nicht ohne abergläubische Vorkehrungen ab. Nur bestimmte Menschen, meist Geistliche, durften unter bestimmten Beschwörungsformeln mit geglähten Scheren den fast abfallenden Zopf abschneiden, gewöhnlich um die Osterfeiertage. Vorher band man eine Kupfermünze in oder an den Zopf und trug den abgeschnittenen zur Mitternacht an Schloßruinen, Kreuzwege u., wo der Sage nach böse Geister hausen, um ihn dort fortzuwerfen. Ohne sich umzusehen muß der Bote, so schnell er kann, wieder nach Hause eilen. Verstößt er gegen dieses Ceremoniell, so bekommt er den Weichselzopf, ja, er kann des Todes sein.²⁾

Allenfalls streute man Druden- oder Heyenmehl (das ganz unschuldige semen *lykpodii*) auf den Grund des Zopfes, wenn die Kopfhaut unter dem Schmutze und den hinzugetretenen Lebewesen eiterte. Bei alledem durfte das Haar, auch das noch gesunde in der Umgebung, nicht gekämmt werden — Kopfschmerzen und Schlagfluß wäre die Folge gewesen — und mußte in warmer Umhüllung, am besten einer Pelzmütze, bei Tag und Nacht, bedeckt bleiben. War der Zopf etwa zu früh abgeschnitten, und das war er immer, falls seinen Träger in den nächsten 10 Jahren irgend ein anderes körperliches Leiden befiel, so waren die Folgen schrecklich: keine Krankheit, die nicht hätte auftreten können; am meisten drohte aber schwarzer Star und

¹⁾ De *plica polonica litterulae* Hamburg 1683. Gehema war Rittmeister und hatte als solcher mit dem Weichselzopf schon bei seinen Rekruten zu kämpfen. Später polnischer (ein diensttuender Edelmann am polnischen Hofe hatte zu Gehemas Zeit das Übel so stark, daß ihm das Haar wie ein Mantel um die Schultern herum gehangen), dann brandenburgischer Leibarzt, blieb er um die Hygiene des Volkes, besonders aber des Heeres, seiner ersten Liebe, bis an den Tod besorgt. Dieser merkwürdige Mann, einer der frühesten Militär-Gesundheitslehrer überhaupt, hat kein ordentliches literarisches Denkmal!

²⁾ Marian Florian Ritter von Ogónczyk Zakrzewski: *Medizinisch-literarische Geschichte des Weichselzopfes*. Wien 1850, p. 18.

Lähmungen. Mit der ganzen „Drekapothek“ der vergangenen Tage mußte geholfen werden, um nur das Schlimmste abzuwenden. Beim vorzeitigen Abschneiden eines Weichselzopfes haben uns ernsthafte Männer als eigene Beobachtung schwere Blutungen aus den Haaren (!) wiederholt aufgetischt. Am besten war in solchem Falle noch, man „inokulierte“ den Zopf schleunigst wieder oder beschmierte das gesamte Kopfhaar mit Pech oder trank den erwähnten spirituosösen Extrakt aus einem christlichen Weichselzopf. Letzteres Mittel wird oft, noch im vorigen Jahrhundert empfohlen. Ich vermute, daß zu seiner Beliebtheit der Bestandteil Schnaps viel beigetragen hat. Noch in jüngster Zeit wurde in Russisch-Polen der Weichselzopf mit Schnaps „beruhigt“. Bekommt der Kopfträger keinen Schnaps, so revoltiert der Weichselzopf mit Krämpfen oder Tobsucht oder ähnlichen Zufällen. Der Kranke nicht, der Weichselzopf will Schnaps haben! Daß eine so bequeme causa bibendi nicht abgeschnitten werden durfte, wird dem „Kranken“ nicht allemal lästig erschienen sein.

Es muß rühmend erwähnt werden, daß sich schon frühzeitig Stimmen¹⁾ erhoben, die den Weichselzopf für nichts anderes als ein Produkt von Schmutz und Verkommenheit erklärten. Es ist bezeichnend, daß die Mehrzahl von diesen anonym erschien. Aus guten Gründen. Derartige Äußerungen wurden, namentlich wenn sie vom Auslande kamen, vom stolzen Polen als schwere nationale Ehrenkränkung empfunden und zurückgewiesen. Schmutz gäbe es auch anderwärts, replizierte man, wo der Weichselzopf nicht vorkäme. Man ließ aber außer Acht, daß die Kombination von Schmutz mit einem Aberglauben so spezifischer Richtung hier und nirgends sonst sich vorfand. Zum Beweise, daß es doch eine Krankheit sei, ließ man die Weichselzöpfe nur um so länger wachsen; das war die ganze Reaktion. — Nur die Militärbehörden scheinen schließlich die Stimmen beachtet zu haben, weil sie ihnen paßten. So wie zum Betteln, wurden Weichselzöpfe auch massenweise gezüchtet, um die Träger dem Militärdienst zu entziehen. Die besseren Exemplare machten das Tragen der militärischen Kopfbedeckung und damit den Dienst unmöglich. Abschneiden war nicht gewagt worden. Auf die erwünschten Gutachten der Anonymi gestützt, versuchte man es. Als dann der Stabswundarzt Kreuzer im Smolenskschen Generalgouvernement bei einigen Hundert Rekruten die Weichselzöpfe methodisch kurzer Hand abgeschnitten hatte, 1775, und daraus kein Schaden geschah, war die Weichselzopffrage militärisch bald mit Abschneiden entschieden.

Kreuzer hat sich nicht versagt, seine Erfolge in einer besonderen Schrift „Der entlarvte Weichselzopf“ niederzulegen. Aber dieser militärische Schneid

¹⁾ J. B. Theophil Spotus: Plico-mastix. Danzig 1668.

hat auf die Civilbevölkerung im allgemeinen und alte Weiber im besonderen nicht nachhaltig gewirkt. Nichts wurzelt fester als der Aberglaube, zumal wenn er von kirchlichen Organen geduldet, das heißt für das Volk: sanktioniert wird. Durch die posthume Wunderheilung einer Plicösen 1623 vom heiligen Ladislaus Gielnowski (1440—1505) ist der Weichselzopf eine Zeit lang gewissermaßen glorifiziert worden.

Im preußisch gewordenen Teil Polens war von vornherein wenigstens mit den Weichselzöpfen an Rekruten kurzer Prozeß gemacht worden. Anno 1800 kam die Frage mal wieder vor ein gelehrtes Forum; das Obercollegium medicum et sanitatis in Berlin gutachtete amtlich: Ursache des Zopfes ist Unsauberkeit, bei gleichzeitigem übermäßigem Genuß von Hering, Leinöl und Branntwein. Diesen Nahrungsmitteln eigentümliche Bestandteile hatte man auch aus den eingeschickten Weichselzöpfen herausdestilliert und herausspintisiert. Es ist überflüssig zu bemerken, daß Weichselzöpfe wiederholt chemisch, mikroskopisch, pathologisch-anatomisch, physikalisch und physiologisch nach jeder Richtung untersucht worden waren, daß jeder Forscher heraus bekam, was er wollte, und jeder das respektive Buch über die Angelegenheit geschrieben hat. Vernünftiger als das Urteil waren die Berliner Vorschläge zur Abwehr: der Zopfträger wird auf öffentliche Kosten geheilt (nicht durch Abschneiden!), bei besonderer Bedürftigkeit in ad hoc zu errichtenden Hospitälern, alle seine Kleidungsstücke wurden ohne Widerrede vernichtet. Vorsätzliche Mitteilung der Krankheit durch Anheften des Zopfes wird streng bestraft.

Soweit das Material eine vorsichtige Schätzung zuläßt, gab es zu jener Zeit in Preußen, besonders in den sogenannten polnischen Provinzen, an 60 000 Zopfträger bei einer spärlicheren Bevölkerung als der heutigen. Die Vorschläge des Ober-Kollegium sind niemals zur Durchführung gelangt. Aber die allmähliche Angliederung an die wenigstens in punkto Reinlichkeit höhere Kultur des Westens, der Fortfall der Perücke, unter der sich so manches verborgen hatte, die Einsicht der Ärzte von der Unhaltbarkeit der großen Krankheitsgruppe „Weichselzopfkrankheiten“, nicht zuletzt die militärische Erziehung des gesamten Volks bei der allgemeinen Wehrpflicht, auch indirekt des weiblichen Teils zu einer etwas höheren Reinlichkeit, hat die Zahl der Weichselzöpfe langsam, seit etwa 1850 rapide vermindert.

Daß aber deren noch immer über 6500 „amtliche“ existieren, muß betrüben. Noch vegetiert der alte Aberglaube, wenn er auch auf die intellektuell unterste Bevölkerungsschicht beschränkt ist. In den Winkeln und Ecken liegt der Schmutz, der an der Oberfläche gestört ist, nur desto fester. In den Nestern Oberschlesiens wird noch mit der alten Überzeugung der Zopf gefürchtet und gepflegt und niemals abgeschritten, heute noch. Beginnt

besonders bei Frauen auf dem Krankenlager oder im Wochenbett das Haar sich aus Mangel an Pflege, und klebrig durch den Krankenschweiß auf schmutzigem Bette zu verfilzen, so wird nie mehr gekämmt und die Krankheiten des bisherigen Lebens finden ihre Erklärung und Lösung in dem entstehenden Schmutzjopfe. Dagegen hilft keine ärztliche Autorität, kein Zureden und keine Grobheit. Um sicher zu gehen, werden der bettlägerigen Kranken abgeschnittene Haare eines anderen — es sind in der Regel Haare des nächsten Angehörigen, weil es gefährlich ist, sie dazu herzugeben; denn ist das Experiment positiv, so läuft der Eigentümer der Haare auch Gefahr — auf die bloße Brust gelegt. Verfilzen sie sich „von selbst“, so ist die Diagnose koltun (Weichselzopf) klar. Und sie verfilzen sich immer, die abergläubische Furcht macht übersichtige Augen! Mir sind solche Haare in einem Briefumschlag als verfilzt gezeigt worden, die vor dem Hauch des Mundes einzeln wegfliegen, weil sie inzwischen trocken geworden waren. Die Leute mögen mich für einen Zauberer gehalten haben, so lange Gesichter machten sie dabei. Von Rechts wegen müssen nämlich die Haare auf dem Boden des Hauses aufbewahrt werden, damit nicht noch mehr Unglück geschieht.

Gegenüber solcher Überzeugungsstarrheit, um das Wort Dummheit nicht zu gebrauchen, sind die Ärzte durchschnittlich so machtlos wie die alten Götter. Selbst wenn sie die Sprache des Volkes sprechen, werden sie nicht verstanden. Und würden sie verstanden, es würde ihnen nicht geglaubt. Abhilfe kann hier nur durch Arbeiten an der Jugend gebracht werden, durch Lehrer und Geistliche. Lob sei dem obereschlesischen Amtsvorsteher, der — es ist noch nicht sehr lange her — auf einmal 20 Schulmädchen ohne jede weitere Verhandlung die Weichselzöpfe abschneiden ließ. Diese Maßregel kann stummen Gehorsam finden, aber keine Überzeugung wecken. Solange sich noch immer geistliche Herren, die unbedingten Autoritäten der in Betracht kommenden Bevölkerungskreise finden, die sich von dem mittelalterlichen Humbug nicht loszulösen vermögen und mit dem Weichselzopf als Medikament Kurpfuscherei treiben,¹⁾ ist es fast erstaunlich, daß die Zopfzahlen nicht noch viel größer sind. Wo sich das Reichsamt des Innern mit den verbündeten Regierungen schwer bemüht, den Kurpfuschern das Handwerk nach Möglichkeit zu legen, sollten nicht im Aufsichtswege diese und ähnliche kurpfuschersche Mitwirkungen einzelner Diener der Kirche sich abstellen lassen? Den alten Grundsatz: plus valet Christus quam Hippokrates et Galenus sollte man den Weichselzöpfen von heute gegenüber nicht in dem Sinne wörtlich nehmen, daß dem Arzt die Wunderkur mit Schere und Rasiermesser erschwert wird.

¹⁾ Dieser traurige Ruhm kommt z. B. einem Geistlichen des Kreises Allenstein zu, auf dessen Conto gut $\frac{1}{2}$ der in Ostpreußen gezählten Weichselzöpfe fallen.

Es liegt nahe und ist verlockend, aus der Geschichte einer anderen, mit dem Schmutze im Bündnis stehenden Krankheit Parallelen zur Weichselzopfgeschichte heranzuziehen. Ich meine die Krätze, die ebenfalls mit allerlei abergläubischen Vorstellungen umwoben war. Das spätere Römertum verehrte sogar eine „Göttin Krätze“ (Dea Scabies) unter der Menge seiner göttlichen Spezialisten.¹⁾ Im deutschen Mittelalter war die Krätze eine so allgemeine und so „nützliche“ Krankheit, daß z. B. noch Luther seine Schlaflosigkeit gern gegen sie austauschen und noch 10 fl. dazugeben möchte. „Die Krätze ist ein nützlich Ding, denn sie ist des Leibes Reinigung, ob sie wohl sehr verdrießlich ist. Und es sind ja gesunde, starke Leiber, die da (um mit Züchten zu reden) viel zu Stuhle gehen müssen, viel schwitzen und die Krätze haben.“²⁾ Beim wackern schlesischen Ritter Schweinichen hören wir, wie S. Fürstl. Gnaden (unter Diskretion: es war der Herzog von Siegnitz!) sich entschuldigen „wegen Krankheit und daß sie die Krätz' hatten“, wobei auf letztere doch immerhin ein Odium fiel, wie es heutzutage etwa ältere Herren bei einem Gichtanfall, dem Zipperlein, mit Humor zu tragen versuchen. Darauf hat die Wissenschaft die Volksanschauungen über die Krätze in gelehrte Systeme gebracht und dadurch erzielt oder bestätigt, daß man eine Krätze bei Leibe nicht vertreiben durfte, weil sie ein weiser Ausweg der Natur sei, eine Materia peccans aus dem Körper auszuschleiden. Es war nur ein Schritt weiter, wenn man große Krankheitsgruppen, ja bei ganz strammen Systematikern fast alle Krankheiten, „auf der Basis von Krätze“ entstehen ließ. Hippokrates' Krisenlehre mußte sich für das Wahnsystem mißbrauchen lassen. Man sprach allgemein von einer „Krätze-Konstitution“, sowie im siebzehnten Jahrhundert einmal die „skorbutische Konstitution“ die Köpfe verwirrt hatte.³⁾ Die Menschheit hat ein kurzes Gedächtnis, weil mit jeder Generation ein Stück davon zu sterben pflegt, sonst würden wir nicht erstaunen, wenn wir uns klar machen, daß die Großmacht Krätze in der ärztlichen Anschauung von der Krankheitsentstehung kaum erst 50 Jahre gestürzt ist. All' ihre Herrlichkeit zerfiel vor einer kleinen nüchternen Beobachtung, der Entdeckung der Krätzmilbe (*Sarcoptes scabiei*), der wir heute mit einer Dosis Perubalsam geschwind den Garaus machen, ohne die gräßlichen Folgen zu erleben, aus Furcht vor deren unsere Altvordern sich ein halbes Leben mit dem Übel herumschleppten.

¹⁾ Nach Angabe des Aurelius Clemens Prudentius, alten christlichen Dichters, geboren etwa 348, in seiner Hamartigenia (vom Ursprung des Übels).

²⁾ Förstemann: Tischgespräche IV. p. 248.

³⁾ Wer nach aber 500 Jahren deselbigen Weges gefahren käme, würde wohl auch die heilige Trias von heute: Tuberkulose, Syphilis und Alkoholismus von einer jüngeren und natürlich wahreren Wahrheit abgelöst finden.

Hoffen wir, daß ebenso der Weichselzopf-Schmutz auch aus den Winkeln bald ausgefegt und von den kommenden Generationen schnell vergessen wird. Vorläufig ist er an wenigstens 101 oberschlesischen Orten, darunter fünf Städten noch liegen geblieben.

Kulturhistorische Skizzen aus Patschkaus Vergangenheit.

Von

Ferdinand Brosig, Patschkau.

3. 1)

Rechtsentscheidungen

des Patschkauer Rates aus den Jahren von 1548 bis 1571.

Nach der Gründungsurkunde der Stadt Patschkau, d. d. in Niza (Weisse) in dominica Reminiscere (8. März) 1254, übergab der Breslauer Bischof Thomas I. im Jahre 1254 seinen Vögten Heinrich und Wilhelm das Dorf Bogunow nebst gewissen zu Pachcow, d. i. Patschkau, gehörenden Äckern mit der Bestimmung, daß sie daselbst einen Marktflecken mit dem Recht der Stadt Weisse, d. h. zu deutschem Rechte, in der Form, wie es Weisse bereits besaß, anlegen sollten.

Weisse war ursprünglich und zwar schon vor dem Jahre 1223 mit flämischem Stadtrecht, iure municipali Flemingico, bewidmet worden, hatte aber später von Breslau Magdeburgisches Recht, ius municipale Meydeburgense, erhalten, und zwar entweder im Jahre 1308 das Magdeburger Recht vom Jahre 1295 oder, was wahrscheinlicher ist, schon früher das Magdeburgische Recht vom Jahre 1261. Da jedoch das zuletzt genannte Recht viele Nachteile für die Stadt im Gefolge hatte, so wurde es auf Grund eines Beschlusses des Vogtes, der Ratmänner und der Bürger zu Weisse, und besonders auf die dringenden Bitten der letzteren vom Bischofe Heinrich von Breslau im Jahre 1310 wieder abgeschafft, und statt seiner wurde wieder das flämische Recht eingeführt. (Vgl. G. A. Tzschoppe und G. A. Stenzel, Urkundensammlung S. 99, und Urkundenbuch S. 485 nebst Anm. 2.)

Zur Zeit der Gründung Patschkaus hatte also die Stadt Weisse flämisches Recht, welches, wie in der Urkundensammlung von Tzschoppe

1) Unter demselben Titel befinden sich von demselben Verfasser zwei Skizzen in Heft I und Heft III des laufenden Jahrganges. — Die Redaktion.

und Stenzel, S. 99 und 100 nebst Anm. 2, ausgeführt ist, von dem fränkischen und deutschen Rechte nicht wesentlich verschieden war. Demnach wurde Patschkau zu slämischem oder, was dasselbe ist, zu deutschem Rechte ausgesetzt. Ob unter der Ortsbenennung „Pachcow“ des Gründungsbriefes das slavische Dorf dieses Namens, welches als eine von Alt-Patschkau ausgegangene Kolonie anzusehen ist, oder das Castrum Paczkow, die Burg Patschkau, welche damals sicherlich schon existierte, zu verstehen ist, läßt die Gründungsurkunde unentschieden. — Das Dorf Bogunow, welches in der Folgezeit Bogenau genannt wurde, bildete die Obervorstadt des neu gegründeten Marktfleckens und ist jetzt unter der Benennung „Glazer Vorstadt“ mit dem innerhalb der Ringmauer gelegenen Stadtteile zu einer Kommune vereinigt.

Als Entschädigung für die bei der Ausrichtung des neuen Gemeinwesens aufzuwendenden Unkosten erhielten die beiden Unternehmer Heinrich und Wilhelm von dem Grundherrn, dem Bischofe Thomas I., unter anderen Vergünstigungen den dritten Teil der eingehenden Gerichtsgebühren zugesprochen. Aus dieser Bestimmung des Gründungsvertrages dürfen wir den Schluß ziehen, daß den beiden genannten Vögten und ihren Erben, auf welche nach der Gründungsurkunde alle Gerechtsame der erwähnten Unternehmer übergingen, die Rechtsprechung in der neu angelegten Ortschaft übertragen wurde. Denn in den schlesischen Städten gehörte zu den Rechten der Vögte, als Hauptbestandteile der Vögtei, die Verwaltung der niederen Gerichtsbarkeit in der Stadt mit Beziehung des dritten Teils der Strafgefälle, weshalb auch die Ausdrücke Gericht, Erbgericht, Vogtei und dritter Pfennig öfters als völlig gleichbedeutend gebraucht wurden. (Vergleiche Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung S. 182.) Joseph Schneider hat in seiner „Geschichte der Stadt Patschkau“ S. 503 die Frage aufgeworfen, ob das Patschkauer Vogteigericht, aus dem Vogte als Richter und sechs Schöppen als Urteilsfindern bestehend, außer der niederen, für geringere Vergehen zuständigen Gerichtsbarkeit auch die höhere über Hauptverbrechen besessen habe, was aus dem Gründungsbriefe der Stadt nicht zu ersehen sei. Mit Rücksicht auf die Schwere der zur Aburteilung kommenden Vergehen teilte man nämlich bereits im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Gerichtsbarkeit in eine höhere und eine niedere ein.¹⁾ Der höheren Gerichtsbarkeit unterlagen die größeren, schwereren oder Hauptverbrechen (*magnae, graves, maiores, principales seu capitales causae*); zu ihnen rechnete man den Mord (*homicidium*), die tödlichen Verwundungen durch Schwert und Messer (*plage gladiatorum et cultellorum, que mortem*

¹⁾ Tzschoppe und Stenzel, Urkundensammlung S. 76.

minari videbuntur), Blutvergießen (effusiones sanguinis), Diebstahl (furta), Brandlegung (incendium), Notzucht (stuprum) und Straßenraub (spolium publicum). (Siehe Tzschoppe und Stenzel, Urkundenammlung S. 280, 335; 74 nebst Anm. 2; 348.

Der niederen Gerichtsbarkeit unterstanden die minder schweren Straffälle (minores causae).

Die Patschkauer Gründungsurkunde besagt nichts darüber, welche Strafsachen vor das Vogteigericht gehören sollten. Dieses auffallende Schweigen über eines der wichtigsten Rechte des Vogtes erklärt sich wohl am einfachsten aus dem Umstande, daß die Bischöfe von Breslau zu jener Zeit noch nicht die Oberhoheitsrechte über das Meißner Land besaßen, welche sie erst vom Herzog Heinrich IV. durch das große Privilegium vom 23. Juni 1290 erlangten. Zu den Hoheitsrechten aber gehörte als wichtigster Bestandteil des Fürstenrechtes die oberste Gerichtsbarkeit (judicium majus, judicium supremum). — Nach dem Vertrage, welchen Herzog Heinrich I. mit Zustimmung seines Sohnes Heinrich II. und durch Vermittelung des päpstlichen Legaten Wilhelm von Modena im Jahre 1230 mit dem Breslauer Bischofe Laurentius (1207—1232) über den Blutbann im Meißnischen schloß, sollte der Bischof in den Bistumsstädten den Vogt einsetzen, mochte er nun für immer oder nur auf bestimmte Zeit bestellt sein, der Herzog aber ihm den Blutbann, den er im Meißner Gebiete ebenso wie in den übrigen Teilen Schlesiens ausschließlich für sich in Anspruch nahm, verleihen. In Bezug auf die Einkünfte aus der hohen Gerichtsbarkeit wurde in dem erwähnten Übereinkommen festgesetzt, daß der Vogt, wenn er für immer eingesetzt wäre, den dritten Teil der Gefälle, wenn er aber nur auf eine bestimmte Zeit bestellt wäre, den vierten Teil derselben erhalten sollte. Von dem dann noch übrig bleibenden Reste der Gerichtsgebühren sollte die eine Hälfte dem Herzoge, die andere dem Bischofe gehören. Die letztere Bestimmung hatte aber nur für diejenigen Kriminalfälle Geltung, bei welchen auf Lebensstrafe oder Verstümmelung der Glieder erkannt werden würde. In allen anderen Rechtsachen standen dem Bischofe die festzusetzende Sühne und die daraus hervorgehenden Straf gelder allein zu.¹⁾

Im Besitze der niederen Gerichtsbarkeit des Meißner Landes waren die Breslauer Bischöfe ohne Zweifel schon seit 1201, in welchem Jahre sie durch die Schenkung des Bischofes Jaroslaus von Breslau Grundherren des genannten Gebietes geworden waren, und als solche konnten sie den Vögten ihrer Städte, zu denen auch Patschkau zählte, die Verwaltung des

¹⁾ Tzschoppe und Stenzel, Urkundenbuch S. 290, Nr. XIII, und Urkundenammlung S. 36.

niederen Gerichts ohne weiteres übertragen. Daß die Patschkauer Erbvögte aber auch die Gerichtsbarkeit über Hauptverbrechen seit Gründung der Stadt im Jahre 1254 besessen haben, dürfen wir auf Grund des zwischen dem Bischofe Laurentius und dem Herzoge Heinrich I. getroffenen Abkommens für wahrscheinlich halten. Eine anderweitige Bestätigung unserer Annahme finden wir in einer Urkunde d. d. Neisse, 14. Juli 1295, durch welche der Breslauer Bischof Johannes III. (1292—1301) das ursprüngliche Vogteirecht von Freiwalddau, einer vier Meilen südlich von Neisse im Österreichischen Schlesien gelegenen Stadt, erneuert. In dieser Urkunde wird unter anderem bestimmt, daß der Vogt von Freiwalddau sowohl die niedere als auch die höhere Gerichtsbarkeit, auch wenn als Strafe das Abhauen der Hand oder des Hauptes in Frage käme, zu verwalten habe, wie die übrigen Vögte in den bischöflichen Städten. („ preterea quod advocatus idem de Vrienwalde causas coram eo exortas, tam majores quam minores, et si eciam ad deposicionem manus vel capitis intendantur, prout ceteri advocati civitatum nostrarum habeat judicare.“) Tzschoppe und Stenzel, Urkundenb. S. 426 ff.

Mit der Erwerbung der Vogtei durch die Stadtkommune Patschkau¹⁾ ging die Verwaltung der höheren wie der niederen Gerichtsbarkeit auf den Rat der Stadt über, welcher stets aus dem Bürgermeister und vier Ratmännern bestand, was sowohl die noch vorhandenen Urkunden wie die Stadtbücher übereinstimmend bezeugen. — Grünhagen sagt in seiner „Geschichte Schlesiens“, 1. Bd. S. 92, in Patschkau habe der Erbvogt zwei Konsuln erwählt. Die Urkunde d. d. in Wratislavia sexto nonas Octobris (2. Oktober) anni domini 1270, auf welche Grünhagen seine Angabe stützt,²⁾ betrifft aber die Stadt Namslau und nicht Patschkau. Nach der erwähnten Urkunde verkauft Heinrich IV., Herzog von Schlesien und Herr von Breslau, an Ulrich, Schulzen zu Kaulwitz, die Vogtei der Stadt Namslau und überträgt dem neuen Vogte die Wahl zweier Konsuln, die nach bestem Wissen des Vogtes und zum Nutzen der Stadt Namslau jährlich am Feste der Erscheinung des Herrn nach alter Gewohnheit der Stadt Namslau zu erwählen sind. („ . . . „nos, Henricus, dei gracia dux Zlesie et dominus Wratislaviae, presentibus profitemur, quod . . . predicte civitatis (scil. Namslaviensis) iudicium, quod tercius denarius appellatur, Ulrico, sculteto de Kowelwicz et suis legitimis successoribus rite et rationabiliter vendidimus pro ducentis marcis . . . eleccionemque duorum

¹⁾ Im Jahre 1477 erwarb die Stadt durch Kauf den vierten Teil der Erbvogtei, einige Jahre später ebenso das zweite Viertel, im Jahre 1498 das dritte und im Jahre 1500 das vierte und letzte Viertel derselben.

²⁾ Siehe Quellennachweisungen zu C. Grünhagen: Geschichte Schlesiens, I. S. 34.

consulum, juxta ejus providam conscienciam et profectum civitatis Namslaviensis, qui annis singulis in epiphania domini, ab antiqua consuetudine civitatis Namslaviensis, eliguntur.“ Tzschoppe und Stenzel, Urkundenb. S. 382 f.

Endlich sei noch auf die direkten Zeugnisse der Patschkauer Stadtbücher hingewiesen, welche mehrfach bekunden, daß der Rat von Patschkau über schwere Verbrechen, auf welche die Todesstrafe stand, zu Gericht saß. So z. B. stellte er im Jahre 1505 am Montage vor Margarethe virginis¹⁾ ein Verhör mit einem gewissen Mattis Schimmelheller (d. i. Schimmelheller) an, welcher bekannte, daß er sich mit Andris Grodis verbunden und einen gegen die Herren von Jägerndorf — d. h. den Rat dieser Stadt — gerichteten Droh- und Absagebrief, der ihm von einem Reichensteiner geschrieben worden sei, in eine Linde vor dem Troppauer Tore zu Jägerndorf gesteckt habe. — Dem Hans Standke habe er das für eine zu Aufwicz²⁾ gestohlene Schaube (d. i. ein Pelzrock) gelöste Geld verzehren helfen. Mit Schmiedehensel von Tzeuczerdorf habe er sich beredet, auf den Strauch zu gehen und zu rauben und zu morden. Dem Griger Schelenteyg von Jägerndorf habe er wollen einen Hohn tun und ihn zu Stücken hauen. In Zuckmantel habe er mit dem Kretschmer von Klein-Öls, dem Borner — d. h. Brandstifter — verabredet, die Bewohner von Jägerndorf zu morden und darnach zu bernen (d. i. Feuer anlegen). Darauf hätten sie vor Jägerndorf und vor Patschkau brennen wollen. Schimmelheller, der Kretschmer von Klein-Öls und noch vier andere hätten sich besprochen, zu Glas zusammenzukommen und zu Jägerndorf zu brennen, und wann sie von Jägerndorf kämen, den Hof des Tschaterwange³⁾ zu Gostiz in Brand zu stecken. Ferner bekannte Schimmelheller, daß er drei ermordet hätte, und daß er verhöhlet zu der Kumeze⁴⁾ in einer Scheune bei einem Bauer gelegen. Nachdem Schimmelheller sein Schuldbekennnis geendet, sprach, wie Stadtbuch I fol. 289a mitteilt, der Bürgermeister⁵⁾ zu ihm: „Eieber Mattis Schimmelheller, so du jemanden zu Unrecht beschwert hättest, nimm niemanden auf deine arme Seele, auch nicht Grodissen?“ Da antwortete Schimmelheller:

¹⁾ Der Gedenktag der Jungfrau und Märtyrerin Margaretha wird nach dem „Ordo divini officii“ der Breslauer Diözese am 21. Juli gefeiert.

²⁾ Soll vielleicht heißen: Aufschwitz, das heutige Oswiecim.

³⁾ Nach Stadtb. I fol. 218b besaß im Jahre 1499 Martin Tschaterwange das Gut in Gostiz, einem 3 Kilometer südwestlich von Patschkau gelegenen Dorfe; derselbe ist im Jahre 1517 oder kurz vorher gestorben, wie aus Stadtb. I fol. 559a hervorgeht.

⁴⁾ Das Dorf Komeise liegt 3 Kilometer von Jägerndorf in nordwestlicher Richtung im Leobschützer Kreise.

⁵⁾ Prokonsul oder Bürgermeister war im Jahre 1505 Michel Kremer; Stadtb. I fol. 274a.

„Lieber Herre Burgermeister, Grodis hot es mich heißen tun und angehalten, daß ich die Tot sollde tun den Herren von Jägerndorf und hot mir den Schreiber uff dem Reichenstein geschicket, der den Brief geschriben hot.“ —

Am folgenden Tage, am Dienstage vor Margaretha, wurde Andreas Grodes von dem Räte verhört. Er bekannte, daß Görge Mercolfuß zu Reichenstein bei dem Jakobswirte den Absagebrief gegen die Herren zu Jägerndorf geschrieben, den er mit Schimmelheller in eine Linde vor dem Troppauer Tore zu Jägerndorf gesteckt habe. Ferner habe er zu Rengersdorf¹⁾ zwei Pferde gestohlen und dabei habe ihm ein Geselle, Nickel Beudig genannt, geholfen. Bei Neustadt in Mähren habe er mit Schimmelheller zwei Pferde genommen, worauf beide zwischen dieser Stadt und Jägerndorf Leute beraubt und ihnen 4 oder 5 Gulden genommen hätten. Mit Nickel, dem Sohne des Vogtes von Braunau (in Böhmen) habe er bei Wünschelburg einen Mann beraubt und ihm 4 oder 5 Gulden genommen. Den Herrn Casna von Breten habe er, um ihn zu berauben, mit einer Barten²⁾ in den Rücken geworfen; Holuba und Schimmelheller hätten sein Pferd am Zaume ergriffen. Mit dem Kretschmer von Klein-Ols³⁾ habe er sich oberhalb von Jauernig in dem Gebirge beredet, vor Patschkau zu bornen, worauf sie das Haus des Siebers (d. i. des Siebmachers) vor Patschkau zur Nachtzeit angezündet hätten, indem der Kretschmer zuerst Feuer an das Haus angelegt hätte. Görge Hoffmann von Krigerdorf⁴⁾ aus dem Strelischen Lande habe ihm geholfen, und auch Simon Fritsche von Reichenstein habe mit ihm gebrannt. — Dem Lukas Gotthart habe er seine Pferde genommen und dem Jungen bei 20 Groschen. Die Pferde wären von ihnen in des Grafen Land gegen Glätz geführt worden. Da sei der Graf heimgekommen, und als sie seiner Reifigen ansichtig geworden, hätten sie die Pferde im Glätzer Lande stehen lassen. — Am Tage vor der Brandstiftung zu Patschkau hätten sie im Busche bei der Kapelle zu Reichenstein, den Tag darauf im Korn (d. h. in einem Roggenfelde) gelegen, und wenn sie nicht in der Ziegelscheune gefangen worden wären, so würden sie des Nachts die Vorstadt (von Patschkau) ausgebrannt haben. Auch den Herrn Abt von Kamenz habe er mit seinen Gesellen anfallen und berauben und darnach bei seiner fürstlichen Gnaden⁵⁾ Untertanen Brandstiftungen verüben wollen. —

¹⁾ Ein 6 Kilometer südlich von Glätz gelegenes Dorf.

²⁾ Eine Barthe oder Barte wurde ein Beil mit breiter Schneide genannt.

³⁾ Dorf, welches 7 Kilometer südöstlich von Wanssen liegt.

⁴⁾ Es ist wohl das 8 Kilometer nordwestlich von Strehlen gelegene Grögersdorf darunter zu verstehen.

⁵⁾ d. h. des Bischofs.

Auf Grund ihrer Geständnisse wurden Matthias Schimmelheller und Andreas Grodes zum Tode verurteilt. „Es wurde mit ihnen“, wie der Stadtschreiber bemerkt, das „göttliche Recht begangen; Andris Grodes wurde verbrannt, Mattis Schimmelheller geradtbrecht“ (d. h. gerädert). — Vgl. Stdtb. I. fol. 288b, 289a und b und 290a. —

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts scheint in Schlesien eine allgemeine Rechtsunsicherheit geherrscht zu haben. Nicht nur Raubritter vereinigten sich, um auf reisende Kaufleute räuberische Überfälle zu machen, sondern auch die aus den Städten oftmals wegen leichterer Vergehen ausgewiesenen oder flüchtig gewordenen verbanden sich mit einander, sagten den Bewohnern der Städte Fehde an und machten die Straßen durch Verübung von Räubereien und Morden unsicher. Um diesem Unwesen zu steuern, wurde durch ein im Jahre 1505 für die Provinz Schlesien erlassenes „Mandatum regie majestatis Wladislai regis Hungarie, Bohemie etc. aut speciale privilegium provincie Slesie“ das Rechtsverfahren auf den sogenannten Rechtstagen Schlesiens und das Verhalten der Bewohner derselben Provinz gegenüber den Landesbeschädigern und Drohern genau vorgeschrieben und geregelt. Vgl. Stdtb. I. fol. 276b ff.

Allmählich scheint sich dann eine Besserung in Bezug auf das Fehdewesen der „fahrenden Leute“ und auch eine Verfeinerung der Sitten im allgemeinen vollzogen zu haben. Wenigstens in den späteren Patschkauer Stadtbüchern, vom vierten an gerechnet, welches mit dem Jahre 1548 beginnt, finden sich nicht mehr Berichte über so schwere Verbrechen, wie sie in den drei ersten Bänden der Stadtbücher mehrfach verzeichnet sind. Die im 4. und 5. Bande enthaltenen Klagesachen, welche in den Jahren von 1548 bis 1571 beim Räte der Stadt Patschkau anhängig gemacht wurden, sind der Mehrzahl nach Beleidigungsklagen. — Zunächst tritt uns auf Seite b des Blattes 15 des 4. Stadtbuches die Schlichtung eines Ehrenhandels entgegen. Es heißt dort:¹⁾

„Entscheid eines Ehrhandels zwischen Valten Widerschur und Ernest Jobsten.“

„Anno domini 1549 Freitag nach Etare. Da Valten Widerschur und Ernest Jobst mit einander in Zanf, Speen²⁾ und Widerwillen geraten, wobei einer den andern an seinen Ehren, Glimpsen und gutem Geleunde³⁾ angetastet und verlegt hat, wodurch sie in unsere Strafe gefallen sind, und

¹⁾ Wortlaut und Orthographie der Berichte der Stadtbücher sind nur in soweit geändert worden, als es zum leichteren Verständnis des Lesers nötig zu sein schien.

²⁾ Speen oder Span bedeutet: Zwist, Streit; cf. Wackernadel, Wörterbuch zum altdeutschen Lesebuch desselben Autors.

³⁾ d. h. Leumund.

und nachdem beide Teile erkannt, daß sie erstlich wider die Gebote Gottes zum andern wider die Liebe des Nächsten gehandelt haben, haben sie beiderseits uns auf heute dato die Sache zur Entscheidung übertragen, und wir haben auf ihre Klage und Antwort erkannt, dieweil dies zum Teil aus Anreizung anderer und zum Teil aus hitzigem Gemüte und aus Unverstand herkommt, daß solche Verletzung mit Worten keinem Teile noch ihren Erben Unglumpf, Schaden und Nachteil bringen kann noch mag. Und wir haben als erwählte Richter in dieser Sache solchen Widerwillen, wie er zwischen ihnen erwachsen, aufgehoben, so daß sie die Sache einander nicht vorwerfen sollen und wollen, weder mit Worten noch Werken bei der pena¹⁾ eines Malters Hafer, welche der Verbrecher (d. i. derjenige, welcher dawider handelt) unnachlässig zu geben hat, wie sie auch einander das zwischen ihnen Vorgefallene um Gottes willen abgeben und durch gegenseitiges Handgeben bestätigt haben, ihr Versprechen stets, fest und unverbrüchlich zu halten.“ —

Auf Seite 32 des 4. Stadtbuches lesen wir:

„Vertrag eines Handels zwischen Thomas Heinze, Adam Kern und Andres Schmidt wegen eines Briefes, worin ein Gulden gewest, der verloren gegangen.“

„Anno domini 1549 Sonntags nach Andree, das ist den 1. Decembris, haben wir Burgermeister und Ratmannen der Stadt Patschkau eine Irrung und Zwiespalt zwischen Thomas Heinken, Scholß genannt, Adam Kernen von Jauernigk, beides Schuefnechte,²⁾ und Andres Schmieden, Mitwohner und bezechter Schuster³⁾ allhie, beigelegt. Die Irrung ist wegen eines Briefes entstanden, den Gregor Schmid zu Marchegg⁴⁾ im Marchfelde gelegen, seiner Mutter nach Schmarzen⁵⁾ im breslischen Fürstenthum gelegen, übersendet, und in den er einen hungrißchen Gulden⁶⁾ gelegt hat, der aber, weil man mit dem Briefe unförmlich umgegangen und ihn in die fünfte Hand hat kommen lassen, verloren gegangen ist. Da die Sache ganz dunkel und verfinstert, so daß man in solge solcher Unvorsichtigkeit, die aus lauter Unverstand

¹⁾ pena = poena, d. h. Strafe.

²⁾ Unter Schuefnechten oder Schufnechten sind Schuhmachergesellen zu verstehen.

³⁾ Das ist ein zur Schuhmacherzede gehöriger Meister.

⁴⁾ Marchegg, Stadt an der March, liegt ungefähr 5 deutsche Meilen nordöstlich von Wien.

⁵⁾ Es dürfte wohl das heutige Schmarze sein, das eine deutsche Meile südwestlich von Ols in der Richtung nach Breslau zu liegt.

⁶⁾ Ein ungarischer Goldgulden ist nach seinem Metallwerte gleich 9,66 Mark der jetzigen deutschen Reichswährung; sein Kaufwert war aber ein bedeutend höherer, als der Kaufwert der angegebenen Summe.

herkömmt, nicht diseruiren¹⁾ und erkennen kann, welche unter den gemeldeten Personen Recht oder Unrecht hat, und damit die Sache, welche nicht die Kosten trägt, nicht in Weiterung gedeihe, und um ferneren Auslagen und Unkosten zuvorzukommen, haben wir zur Erhaltung guten Friedens und Einigkeit solchen hungarischen Gulden aus gemeinem Arario²⁾ und Gute ausgezahlt und gegeben, auch an den Ort, wohin ihn Gregor Schmidt zu geben begehret, überantwortet. Wir bekennen ferner anstatt fürstlicher Gnaden unsers gnädigen Herrn,³⁾ daß dies oben gemeldeten Personen, weil gedachter Brief zwischen Altenstadt⁴⁾ und Jauernigk in fremden Händen gewesen ist, zu keinem Nachteil und Verschwärzung guten Geleumbdes und Rufes gereichen kann noch mag, ohne alle Arglist und Gefahr. Actum anno et die ut supra.⁵⁾

Dabei sind gewesen als Zeugen dieser Sache die ersamen Franz Kremer, alter Ratmann,⁶⁾ Valten Oler, Schusterhandwerksmeister,⁷⁾ Georg Kremer und Stenzel Köntzell, Ältesten.“ —

Ebenfalls wegen Ehrverletzung durch üble Nachrede verklagten im Jahre 1553 der Fleischer Thomas Prießner und sein Sohn einen gewissen Hans Schmid, der auf der Hohengasse, jetzigen Zollstraße, wohnte. Aus der darüber geführten Verhandlung, welche einen ähnlichen Verlauf nahm, wie die im vorstehenden mitgeteilte, ist zu entnehmen, daß Schmid die beiden Prießner der Unehrllichkeit geziehen hatte. Da er seine Bezichtigung nicht beweisen konnte, mußte er ihnen „um Gottes willen“ Abbitte leisten, indem er bekannte, daß er „von ihnen nichts anderes denn ihre Redlichkeit und alles Gute zu sagen wisse“. Unter Androhung einer Strafe von 5 Mark⁸⁾ verbot hierauf der Rat beiden Parteien, „diesen zänkischen Handel in Zukunft zu nähren oder zu erwähnen“. — Als Zeugen werden genannt: „Der achtbare würdige Herr Johann Kremer, Pfarrherr allhie, Thumbher⁹⁾ zur Weisse, und Mats¹⁰⁾ Prießner vom Gesesse.“¹¹⁾ (Vgl. Stadtb. IV fol. 175 b.)

¹⁾ Dieses Fremdwort stammt vom latein. *disserere* u. bedeutet: erörtern, dartun, beweisen.

²⁾ d. h. aus der Stadtkasse und dem Gemeindevermögen.

³⁾ d. i. Fürstbischof Balthasar von Promnitz (1559—1562).

⁴⁾ Altstadt in Mähren.

⁵⁾ d. h. Geschehen im Jahre und am Tage, wie oben angegeben.

⁶⁾ Der Ausdruck besagt, daß Kremer im Jahre vorher Ratmann gewesen.

⁷⁾ bedeutet: Obermeister der Schuhmacherinnung.

⁸⁾ Die Mark, zu 32 Weißgrofschen gerechnet, wie sie zu jener Zeit in Angaben von Geldsummen in den gleichzeitigen Patschauer Stadtbüchern häufig vorkommt, hat nach unserm Gelde einen Wert von etwa 5 Mark; man muß dabei aber berücksichtigen, daß die Kaufkraft des damaligen Geldes viel größer war, als die des heutigen.

⁹⁾ d. h. Domherr.

¹⁰⁾ Mats ist eine Verkürzung von Matthias.

¹¹⁾ Das Dorf Gesäß liegt 5 Kilometer südöstlich von Patschkau.

Ein Jahr später hatte der Rat in einer Klage zu entscheiden, welche Valten Schoff gegen Jakob Adam von Alt-Patschkau vor ihn gebracht hatte. Das Stadtb. IV fol. 186a teilt darüber folgendes mit:

„Anno domini 1554 freitags vor Agnes ist vor uns sitzenden Rathes gekommen der vorsichtige Valten Schoff als Kläger an einem und Jakob Adam von Altenpatschkau als Beklagter am andern Teil und hat sich gemeldeter Kläger höchlich beschweret, daß er von Adam im Rücken injuriert und geschmähet worden, was seinem Glimpf und Ehren zum Nachteil gewesen, und was er nicht leiden wollte. Dies hat Jakob Adam vor uns nicht sonderlich in Abrede gestellt mit dem Bekenntnis, daß er nicht recht, sondern unrecht daran getan hätte. Und beide Teile haben uns als frei gewählten Richtern die Sache zur Entscheidung übertragen. Und weil die Natur des Menschen durch unsere ersten Eltern gebrechlich und verderbt ist, haben wir mit obengemeldetem Valten Schoff geredet und ihn dahin gebracht, daß er in Ansehung christlicher Liebe und Barmherzigkeit dem Adam sein Unrecht verziehen hat nach erfolgter Abbitte, die so geschehen: „Lieber Valten Schoff, bezüglich dessen, was ich Euch nachgeredet, seid Ihr unschuldig; ich hab unrecht geton, bitte um Gottes willen, wollt mir das verzeihen und vergeben, denn ich weiß von Euch nichts anders, denn Ehre, Redlichkeit und alles Gute.“ — Auf solche Entsühnung wir als erwählte Richter erkennen, daß solche wörtliche Bezichtigung dem Valten Schoff und seinen Erben an ihrem guten Glimpf und Leumund keinen Nachteil bringen kann noch mag ohne alle Arglist und Gefährde. Actum etc. Dabei sind gewesen als Zeugen dieser Sache die ehrsamten Franz Kremer, alter Ratsfreund, Hans Scholtz, Schneiderhandwerksmeister¹⁾, und Bartel Klodbog von Altenpatschke.“ —

Bei den bisher dargestellten Beleidigungsprozessen hatten sich die streitenden Parteien entweder beide oder wenigstens eine derselben unmittelbar an den Rat der Stadt gewendet und ihm die Entscheidung übertragen. Dagegen scheint ein gewisser Thomas Nykolde seine Injurienklage gegen Matthias Ulman beim Landeshauptmann des Fürstentums Neisse-Grottkau, Georg von Logau, anhängig gemacht zu haben. Denn auf Befehl des „edlen gestrengen Herrn Landeshauptmanns“ verhandelte der Patschkauer Rat am 17. Juli 1568 in dieser Sache und erkannte, daß Ulman den Thomas Nykolde und sein Gesippe — d. h. seine Verwandten — durch üble Nachrede, die er nicht beweisen könne, beleidigt habe, weshalb der Beklagte dem Kläger Abbitte um Gottes willen zu leisten habe mit der Zusage, daß er ihn und sein Gesippe ehren und fördern wolle und solle.

¹⁾ d. i. Obermeister der Schneiderzuche.

Welcher Teil aber in Zukunft die Schmähungen wiederholen würde, sollte 30 schwere Mark¹⁾ „Ihren fürstlichen Gnaden“ — nämlich dem fürstbischöf Kaspar von Fogau (1562—1574) — in die Kammer ohne irgendwelche Ausflucht unnachlässig zu zahlen verpflichtet sein. (Stadtth. V. fol. 257 b.)

Durch einen Verstoß gegen die strengen Vorschriften und Satzungen des Innungswesen der damaligen Zeit wurden die beiden hier folgenden Gerichtsverhandlungen veranlaßt. Der Sachverhalt der ersten ergibt sich aus der Aufzeichnung des Stadtbuches IV. fol. 275a, welche lautet: „Entscheid der ehrbaren fleischerzeche mit Andres Nentwigen.“

„Anna domini 1556 feria 6^{ta} post Oculi²⁾ ist vor uns sitzendes Rathes eine Irrung und Widerwillen zwischen der ehrbaren Zeche der fleischer allhie eines, und Andres Nentwigen, ihrem Zechgenossen und Mitcompan, andern Teiles entschieden und hingelegt worden dergestalt: Weil Andres Nentwig³⁾ willens gewesen ist, Hansen, seinen Sohn, den er vor der Copula und Zufügung alter christlicher Gewohnheit mit Martha, seinem Weibe, gezeuget, das fleischerhandwerk zu lehren, was aber der ganzen Zeche beschwerlich gefallen, da sie besorgt, es möchte daraus ihnen und der Zeche Unroth,³⁾ Gefahr und Nachtheil bei den benachbarten Zechen in diesem und andern Landen erwachsen, so haben wir, um dem allem zuvorzukommen und es abzuwenden, als Mittler dieses Unroths, mit gemeltem Andres Nentwig⁴⁾ geredt, der sich denn ohne Beschwerde hat überzeugen lassen und gutwillig davon abgestanden ist, indem er gelobt hat, dies in Arge niemandem zu eyprobriren⁴⁾ noch vorzurücken, wie ihm auch die fleischer in der Zeche dies nicht vorwerfen sollen, bei pena und Straf, die wir uns vorbehalten.“

In demselben Jahre (1556) wurde vor dem Räte ein Zwist beigelegt, welcher zwischen zwei Meistern der Böttcherzeche, nämlich zwischen Lorenz Wolfhart und Stenzel Herman, ausgebrochen war. Bevor der letztere Meister geworden, war ein zwischen ihm und Lorenz Wolfhart entstandener Janck von der Böttcherinnung geschlichtet worden. Als später Herman in die Zeche als Meister aufgenommen, trug er dem Wolfhart den längst

¹⁾ Eine schwere Mark wurde nach Stadtth. IV. fol. 84b im Jahre 1551 zu 48 Weißgroßchen gerechnet, eine Summe Geldes, die nach ihrem Metallwerte 7,50 Mark der jetzigen deutschen Reichswährung gleichkommt. — J. Schneider hat in seiner Geschichte der Stadt Patschkau S. 506 die schwere Mark irrthümlicher Weise zu 28 Weißgroßchen angesetzt.

²⁾ d. i. freitags nach dem Sonntage Oculi.

³⁾ Unroth bedeutet Unheil. Vgl. Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch, f. v.

⁴⁾ Vom lateinischen *exprobrare*, vorwerfen.

erledigten Handel nach, obgleich ihm bei der Aufnahme in die Innung das Zechenrecht mitgeteilt worden war, nach welchem ein einmal beigelegter Streitfall für immer abgetan sein sollte. Da Herman gegen diese Vorschrift gefehlt hatte, so mußte er nach dem Erkenntnis des Rates dem Wolfhart um Gottes willen Abbitte leisten und mit Gelübde und Handschlag versprechen, dem Kläger die Sache nicht mehr vorzurücken, bei harter Strafe, die der Rat sich und seinen Nachfolgern vorbehielt. —

Nicht bloß wörtliche, sondern auch tätliche Beleidigungen lagen den folgenden drei Rechtsverhandlungen zu Grunde. Über die erste derselben berichtet Stadtb. V. fol. 69b:

„In langwierigen strittigen Sachen und schwebenden Irrungen zwischen dem ehrsamem und weisen Sebastian Hein an einem und Hans Pliner an andern Teil, betreffend die Abreißung eines Jaunes und Antastung auf freier königlicher Straße, hat ein ehrsamer Rath aus allerlei bedenklichen Ursachen und um ferneren Unheil zuvorzukommen, den Handel beigelegt nachfolgender Gestalt und Meinung: Nachdem beide Theile das, was sie gegen einander vorgenommen, um Gottes willen einander abgeben haben mit gethaner Zusage, daß sie einander ehren und fördern und dieses Streites allenthalben vergessen wollen und sollen, so hat sie ein ehrsamer Rath wiederum zu Freunden gesprochen, jedoch mit dieser Condition, wenn sie oder einer von ihnen durch sich selbst oder andere Leute die Sachen wiederum in Ungüte einander aufheben und erwecken würden, so soll derjenige, welcher hieran schuldig, einem ehrsamem Rathe zehn ungarische floren als Strafe zahlen. . . . Actum den 21. Junii anno domini 1561.“ —

Ebenfalls von einem tätlichen Angriffe auf öffentlicher Straße macht uns Stadtbuch V fol. 176a Mitteilung, wie folgt:

„Vertrag und Hinlegung einer Ehrverletzung, von Andres Baumgarten und George Lezke an Hanns Schmiden vom Reichstein begangen.“

„Wir Burgermeister und Rathmanne der Stadt Patschkau bekennen hiemit vor menniglichen, weil Andres Baumgarten und George Lezke, unsere Mitbewohner, den ehrsamem Hanns Schmidt, sonst Seiler genannt vom Reichstein, und sein Eheweib auf freier königlicher Straße aus Unbedacht und Leichtfertigkeit mit Steinen geworfen haben, worüber sich denn ermelter Hanns Schmidt vor uns beschwert und von seinen Injurianten gebührlichen Abtrag begehrt, haben ermelte Baumgarten und Lezke, nachdem sie sich der That schuldig bekant, diese Verletzung dem Hanns Schmiden gesühnt dergestalt, daß sie ihm die That mit Mund und Hand um Gottes willen abgeben, mit deutlicher Vermeldung, daß sie ihm und seinem Weibe nichts, denn Redlichkeit und alles Gute nachzusagen wüßten, und was von ihnen vorgenommen worden, wäre aus lauterem Unbedacht

und Unverstand geschehen. Actum den eilften Tag Junii im 1565ten Jahre.“ —

Einen interessanten Einblick in die gewerblichen Verhältnisse und das Innungsrecht jener Zeit gewährt die nachstehende Aufzeichnung des Stadtbuches V fol. 347 b:

„Vor uns in sitzendem Rathe ist ein freundlicher Vertrag gemacht worden zwischen Merten Olbricht von Haugsdorf bei Neurode, zur Zeit Arbeiter zum Breitenforst, an einem und Hans Kottigen und Bartel Teusern, unsern Mitwohnern und Tuchmachern, am anderen Theile solcher-gestalt: Weil ermelte unsere Mitwohner den Merten Olbricht wegen etlichen Tuches, das sie bei ihm gefunden, auf freiem Felde angetast und geschlagen und injurirt haben in der Meinung, daß er dieses Tuch zum Verkauf herumtrage, was aber sich nicht also ergeben, indem Olbricht erwiesen hat, daß er es selber zur Reiß von Paul Kribeln erkaufte, so haben wir sie mit seinem Willen und Jawort verglichen, daß Hans Kottig und Bartel Teuser ihm seine Zehrung, welche darauf gegangen, erlegen und ihm das, was sie an ihm gethan, um Gottes willen abbitten, indem sie bekennen, daß sie nichts denn Ehre und alles Gute dem Olbricht nachzusagen wüßten, und Olbricht hat es ihnen gutwillig verziehen und zugesagt, es weder ihnen noch sonst einem Menschen in Arge zu gedenken. Actum den 9 Martii 1571.“ —

Eine, wie es scheint, schwerere Körperverletzung bildete den Gegenstand einer Verhandlung, welche nach Stadtb. IV. fol. 13a im Jahre 1549, freitags den 22. März, vor dem Patschkauer Räte stattfand. Beklagter war der Patschkauer Bürger Michel Lorenz, der einen gewissen Jakob Siegel aus Frankenstein einen „Leibes Schaden“ durch Verwundung zugefügt hatte, weshalb ihm schon früher auferlegt worden war, sich mit dem Beschädigten „um Zehrung, Gerichtskosten und Arzngeld zu vertragen“. Da aber Lorenz dieser Verpflichtung nicht nachgekommen war, so wurde nunmehr vom Räte in dieser Sache erkannt, daß der Beklagte dem Siegel Abbitte zu leisten und ihm als Entschädigung für Zeitversäumnis und Arzngeld sechs Taler, zwei Scheffel Korn (Roggen) und zwei Scheffel Gerste zu geben habe, wozu sich auch Lorenz verwilligte.

Ebenfalls um eine Körperverletzung ernsterer Natur handelte es sich bei einem Vergleiche, welcher zwischen „dem edlen ehrenfesten Hans Niemitz von Dersdorf zu Alt-Patschkau und Gregor Otte von Heinzendorf“¹⁾ vor dem Räte zu Patschkau am 1. August 1571 abgeschlossen wurde. Hans Niemitz hatte den Gregor Otte „auf dem Felde und gemeiner Stadt Gründe

¹⁾ Dorf, 2 Kilometer südöstlich von Patschkau.

mit einem Spieß hart geschlagen“, weshalb er dem Verletzten drittehalben Taler für den Arzt zahlte. — Vgl. Stadtb. V fol. 377a.

Ein Konrad von Niemiß war im Jahre 1404 Burggraf auf dem Karpenstein bei Landeck in der Grafschaft Glatz. Siehe H. Saurma, Wappenbuch der Schlesiſchen Städte und Städtel, S. 155.

Der oben erwähnte Hans Niemiß von Dirsdorf kaufte nach Stadtbuch V fol. 225a im Jahre 1567 von „dem ehrenfesten Hans Schwitlig von und zum Geſeße“ (Dorf Geſäß) ein Haus auf der Kirchgasse, der jetzigen Konradstraße, zu Patschkau.

Ein noch schlimmerer Fall von Leibesbeschädigung kam, wie Stadtbuch V fol. 378a berichtet, vor dem Räte am 5. September 1571 zur Verhandlung. Ein gewisser Jochen Heinze war von Michel Schelzichen „mit einer Wehre“ (d. h. Waffe) am Arme verwundet und dadurch gelähmt worden. Um seine Tat zu sühnen, verstand sich Schelzichen dazu, dem Heinze für den Arzt und auf Kostgeld eine Entschädigungssumme von 41 Talern zu zahlen. —

Endlich gibt uns Stadtbuch IV fol. 280b noch Kunde von der Verhängung einer Haftstrafe über einen gewissen Jakob Birkenhan aus Troppau durch den Rat der Stadt. Bei der Haftentlassung mußte Birkenhan eine schriftliche Erklärung abgeben, daß er seine Bestrafung niemandem nachtragen wolle. Diese im Stadtbuch abschriftlich eingetragene Erklärung lautet:

„Ich Jakob Birkenhan, Mitwohner zu Troppau, bekenne und thue kund mit diesem meinem offenen Briefe und Petschaft vor Jedermänniglich: Nachdem ich aus menschlicher Gebrechlichkeit in Gebrechen gefallen also, daß ich dermaßen trunken, was denn niemand entschuldiget, mich verſessentlich gehalten mit übrigem unnützen Vornehmen, daß ich Gott, meinen Schöpfer und Heiland gelästert und geschändet, auch einen ehrbaren Rath samt der ganzen Kommune injurirt und mit Worten diffamirt habe und also wegen meines Vergehens in die Haft gethan, auch auf besondere fürbitte guter Herren und Freunde geistlichen und weltlichen Standes aus der Haft gegen Bürgerschaft gegeben, wofür ich mich zum hochfleißigsten bedanke, ist heute dato mein obiges Vergehen, welches an Ihre fürstlichen Gnaden meinen gnädigen Herrn¹⁾ hätte gelangen sollen, auf fernere fürbitte guter Herren zu Genade gekommen und dahin gewandt, daß ichs einem ehrbaren Rathe abbitten soll, was ich alsbald auf unverwandtem Fuße gethan und ihnen und der ganzen Kommune mein Verbrechen abgebeten, mir um

¹⁾ Gemeint ist der Fürstbischof von Breslau, Balthasar von Promnitz, welcher zugleich Fürst von Meißne-Grottkau war.

Gottes willen dies zu verzeihen, wofür ich mich auch zum höchsten bedanke, mit demütigem Erbieten, dies um einen ehrbaren Rath und die ganze Gemeinde samt und sonderlich zu verdienen, und gelobe ferner, der Haft und dieses Handels durch mich oder jemand anderen im Argen nicht zu gedenken, alles treulich und ungefährlich. Des zu Urkund habe ich oben gemelter Jakob Birkenhan mein eigenes Petschaft darauf gedrückt. Geschehen Donnerstag nach Pfingsten anno domini 1556.“ —

Im vorstehenden sind sämtliche Strassachen, welche in dem Zeitraume von 1548 bis 1571 vor dem Räte der Stadt Patschkau ihre Sühne gefunden haben, aufgezählt, und wir sind nunmehr in der Lage, uns ein wenigstens annähernd zutreffendes Sittenbild der Bewohner Patschkaus während der angegebenen Zeit zu entwerfen. Wenn wir nun in Erwägung ziehen, daß in einem Zeitraume von 23 Jahren gegen Bewohner der Stadt nur achtmal verhandelt wurde, und zwar in drei Fällen wegen einfacher Beleidigung, in ebenfalls drei Fällen wegen wörtlicher und tätlicher Beleidigung und in zwei Fällen wegen Körperverletzung, so werden wir einräumen müssen, daß es damals um die allgemeine Sittlichkeit und Rechtsicherheit in Patschkau nicht eben schlecht bestellt war. Und auch die Art und Weise, wie der Rat der Stadt seine richterliche Tätigkeit ausübte, spricht dafür, daß er die Vergehen, über welche er damals abzuurteilen hatte, für minder schwer ansah. In keinem einzigen Falle erkannte er auf Zahlung einer in die Kasse des Gerichts oder des Landesherrn fließenden Strafsomme; die gewöhnlichen Beleidigungsklagen wurden in der einfachsten Weise dadurch abgetan, daß der schuldige Teil seinem Gegner Abbitte leistete, womit der Gerechtigkeit Genüge geschehen war; nur bei Körperverletzungen, die für den Beschädigten einen materiellen Verlust zur Folge hatten, mußte dem Verletzten zur Entschädigung eine Summe Geldes gezahlt werden. Stets war der Rat bemüht, eine aufrichtige Versöhnung der feindlichen Parteien herbeizuführen, und nicht minder war er bestrebt, eine einmal beigelegte Streitsache nicht wieder aufleben zu lassen. Zu diesem Zwecke mußten Kläger und Beklagter mit Handschlag geloben, des erledigten Handels in Zukunft nicht mehr zu gedenken, und der Rat stellte ihnen eine schwere Strafe in Aussicht, falls sie ihrem Versprechen untreu würden. In dieser Beziehung huldigte der Rat einer Art Abschreckungstheorie, die aber grundverschieden ist von der heutzutage vielfach beliebten Abschreckungstheorie, welcher zufolge möglichst strenge Strafen verhängt werden, um andere von ähnlichen Vergehen zurückzuschrecken, ein Verfahren, welches nicht bessernd auf den Bestraften wirkt, sondern Erbitterung in ihm hervorrufen.

Indem der Patschkauer Rat eine von echt christlichem Geiste erfüllte Rechtsprechung übte, schien an ihm der fromme Wunsch in Erfüllung zu

gehen, den wir öfter im 5. Bande der Stadtbücher in Bezug auf die für jedes Jahr neu erwählten Ratsmitglieder vom Stadtschreiber verzeichnet finden mit den Worten: „Denen der ewige Gott zu ihrem Regiment seine Gnade, Weisheit und Verstand gnädiglich mittheilen und verleihen wolle, Amen.“

Aus der Sagenwelt Jauernigs.

(Die Sage von den sieben Kreuzen und die Sage vom Schloßhauptmann Thümbling).

Von

Bruno König, Jauernig.

Die Jauerniger Gegend gehört zu den ältesten Besiedelungen des Schlesier-Landes. Allerdings kann geschichtlich nicht nachgewiesen werden, welche Völkerschaften in der frühesten Zeit hier ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten, aber als Beweis ihrer Anwesenheit ließen sie eine große Anzahl von Gräben, Schanzen und künstlich angelegten Hohlwegen zurück, welche unser Volk zwar mit den Tataren oder hauptsächlich mit den Schweden in Verbindung bringt, in Wirklichkeit aber sind es die Überbleibsel prähistorischer Wohnstätten, Grenz- und Wehranlagen, welche sich da gleichsam als unentzifferte Runen im Antlitze unserer Mutter Erde eingegraben finden.

Entlang des ganzen Reichensteiner Gebirges auf der dem Neisser Tieflande zugekehrten Seite zieht sich eine alte Wehrlinie hin, welche jedenfalls zum Zwecke der Verteidigung einer Landes- oder Stammesgrenze angelegt worden sein mag. Schon das Volk der Bojer schlug im Jahre 114 v. Chr. in dem bergigen Grenzwalde, welcher das böhmische Keltland im Norden und Osten umgab, die ungeheueren Massen der Kimbrer zurück, so daß diese gezwungen wurden, Böhmen zu umgehen und durch die schlesische und mährische Ebene an die mittlere Donau zu wandern, um sich hier dauernde Wohnsitze zu erobern, denn ihre alte Heimat Dänemark war angeblich durch eine gewaltige Überflutung ein Raub des Meeres geworden. Sei es nun, daß dieses Elementar-Ereignis tatsächlich den Grund zur Auswanderung der germanischen Stämme gab und daß eine Übervölkerung die Ursache hiervon war, immer wieder von neuem wälzten sich frische Wogen nordischer Auswanderer gegen das Volk der Bojer heran, bis dieses endlich den Anprall nicht mehr auszuhalten vermochte und sein Land nach langen und erbitterten Kämpfen den siegreichen Markomannen und Quaden über-

lassen mußte. Das Quadenland aber, berichtet Tacitus in seiner Germania, durchzieht eine zusammenhängende Gebirgskette, hinter welcher die Eisen grabenden Gothiner wohnen, welche einen Tribut zahlen müssen und die gallisch sprechen, also Überbleibsel der Kelten waren. Daß sich nun diese im Laufe der Zeit aus dem Joche, in welches sie durch die germanischen Eroberer gebracht worden waren, zu befreien getrachtet haben, liegt in der Natur eines jeden bezwungenen Volkes, und so mögen nun jetzt die Schanzen am Gebirgswalle der Sudeten nicht nur zur Abwehr äußerer Feinde, sondern auch zur Unterdrückung innerer Aufstände und Unruhen gedient haben.

Die Sage von den sieben Kreuzen oberhalb Weißbach im Patschkauer Walde berichtet von zwei feindlichen Parteien, welche sich in blutiger Schlacht hier bekriegt haben. Nachdem aber das Tal, in welchem der Kampf stattfand, schon laut einer Urkunde vom 17. Februar 1535 über den Bergbau von Jauernig der „Mordgrund“ genannt wird, so muß ein anderes Volk als die Schweden der geschlagene Feind gewesen sein. Auf die Gräber der gefallenen Fürsten läßt die Sage steinerne Kreuze setzen, welche dann später in die Giebel der Kirchtürme der umliegenden Gemeinden Jauernig, Weißbach, Gostitz, Weißwasser, Frankenstein, Wartha u. s. w. eingemauert wurden.

Als nun im Jahre 1895 die Kirche von Weißbach zum Zwecke ihres Neubaus vollständig abgetragen werden mußte, fand man in der Tat im Ost-Giebel derselben ein Kreuz aus Sandstein, welches jedoch beim Herablassen zertrümmert wurde. Auch in der Grundmauer der Dorfkirche von Jauernig war ein Granit-Kreuz eingemauert, doch fehlte diesem der Kopfbalken, und eigentümlicher Weise ist derselbe bei dem Kreuze im Walde bei Weißbach auch nicht vorhanden, sondern es sieht bei diesem so aus, als ob er abgeschlagen worden wäre. Tief im Grunde unter der Kirche in Weißbach fand man, in eine Schicht Sand eingebettet, einen Eichensarg mit massiven, eisernen Griffen, von denen einer in der Sammlung der Sektion Jauernig des mährisch-schlesischen Sudeten-Gebirgs-Vereines im Rathausaale der Stadt Jauernig aufbewahrt wird. Eine dichte Schicht edlen Koftes läßt auf sein hohes Alter ebenso schließen, wie die schwarze Farbe des Eichenholzes auf die Zeit, in welcher der Sarg angefertigt worden sein könnte. Nach den Dimensionen desselben und nach der Größe des Kopfes und der Stärke der Röhrenknochen muß der darin Bestattete eine wahre Hünen-Gestalt gewesen sein. Nachdem nun weiter die Kirche in Jauernig, Weißbach und Gostitz aus heidnischen Tempeln entstanden sein sollen, so fällt unsere Sage wahrscheinlich in jene Zeit, in welcher das Christentum in der hiesigen Gegend Eingang gefunden hat. Die Markomannenkönigin Fritigild

sandte schon im Jahre 396 an den später heilig gesprochenen Bischof Ambrosius von Mailand eine Botschaft, mittelst welcher sie ihn um Belehrung im christlichen Glauben bat. Bis nun aber das Volk die neue Lehre angenommen haben mag, ist gewiß wieder eine nicht unbedeutende Zeit verflossen, und ein Rückschlag zum Heidentume hat unbedingt dann auch stattgefunden, als die slavischen Völker das Schlesierland in Besitz genommen hatten, denn die Bekehrung derselben zum Christentume dürfte erst um das Jahr 1000 vor sich gegangen sein. Die Sage von den sieben Kreuzen trägt nun untrüglich germanisches Gepräge an sich. Daß die Helden derselben lieber den Tod vorziehen, als von der Gnade der Gegner abhängig zu sein, das lag nur im Charakter der alten Deutschen; legten sich doch auch nach der verlorenen Schlacht in der Ebene von Verzellae die Kimbrer Stricke um den Hals, banden sie an die Hörner der Stiere fest, stachelten diese und starben zu Tode geschleift und zerstampft. Die alte Wehrlinie bestand auch noch unter dem Namen *preseca* als Grenzwald zwischen Böhmen und Polen. Der böhmische Achilles Bretislaw erbaute in demselben nicht nur feste Burgen, sondern ließ darin auch Gräben und Wälle aufwerfen und siedelte an besonders wichtigen Stellen eine eigene militärische Bevölkerung an, welche die Landesgrenze gegen feindliche Angriffe und Einfälle zu schützen hatte. Von der Wichtigkeit dieses Grenzjuges war demnach jedes Volk überzeugt, und der besetzte Gebirgswall der Sudeten war es auch, an welchem sich im Jahre 1241 die gewaltige Masse der Mongolen brach, trotzdem sie in der Ebene bei Liegnitz das ganze Heer des Breslauer Herzogs Heinrich II. und seiner Verbündeten vernichtet hatte. —

Unternimmt man nun eine Wanderung zu dem Orte, wo die Schwedenschlacht stattfand, so gelangt man auf der Straße von Jauernig nach Patschkau vor dem Dorfe Weißbach zu einem durch grüne Wiesen und fruchtbare Felder dahin eilenden Flüßchen, welches das rote Wasser genannt wird.

Geht man an diesem aufwärts, so kommt man bald in ein Tal, welches durch schroff abfallende Hügel immer mehr und mehr eingeengt wird. An einem Baume neben dem nach Ober-Weißbach führenden Fußsteige erblicken wir ein Bild, und nach diesem wird die Gegend hier zum Schutzensel genannt, und das sumpfige Tal heißt die Totenwiese. Linker Hand vor uns liegt die Totenkoppe, und diese wie die umliegenden Berg Rücken hatten die Schweden besetzt. Von hier aus glaubten sie dem nachrückenden Feinde eine erfolgreiche Schlacht liefern zu können, und dieser nahm dieselbe zu ihrem größten Erstaunen auch an. Heldenhaft und mit Todesverachtung fochten die Schweden, doch der Feind umklammerte sie von zwei Seiten und warf sie in das Thal hinab, wo die meisten von ihnen

niedergemetzelt wurden. Wenigen war es nur gelungen, sich durch die Flucht zu retten, und unter diesen befanden sich auch die sieben Fürsten, welche das Schwedenheer angeführt hatten. Die Schlacht in der engen Bergschlucht war aber eine so mörderische gewesen, daß sich von dem Blute der Gefallenen und Verwundeten das durchfließende Bächlein ganz rot gefärbt hatte. Seitdem wird dasselbe das rote Wasser genannt, und ein Hügel im Talgrunde, unter welchem die Toten bestattet liegen, heißt der Totenhügel. Die ganze Gegend ist noch heute verrufen, und wer zur Mittags- oder Mitternachtszeit dort vorüber gehen muß, vernimmt seltsamen Spuk: Trommelwirbel und Schlachtengetöse, kriegerische Musik und ein wildes Getümmel erhebt sich auf einmal um ihn herum, gerade als ob alle bösen Geister losgelassen worden wären und die ganze Natur ihren Untergang finden sollte. Als früher die steinigen Kuppen urbar gemacht wurden, fand man eine Menge kleiner Hufeisen, zerbrochener Waffen, stark verrosteter Eisenbestandteile und dgl. mehr, und auch heute wird noch so manches ausgeackert.

Als nun die sieben Schwedenfürsten auf ihrer Flucht in den nahen Bergwald gekommen waren, beschloßen sie, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, einander zu ermorden. Bei einem üppigen Gastmahle wurde gelost, wer von ihnen die andern und zuletzt sich selbst erstechen sollte. Das Los traf den jüngsten, welcher die Tat auch ausführte. Die nachkommenden Soldaten fanden die Anführer der Schweden tot auf dem Platze, bestatteten sie zur Erde und setzten auf jedes Grab ein steinernes Kreuz. Diese sieben Steinkreuze sind nun dann später in die Türme oder Giebel der umliegenden Kirchen eingemauert worden, wo jedoch nur sechs davon verblieben, während das eine immer wieder, obwohl man es öfter und auch an verschiedene Orte versetzte, auf seinen alten Standplatz zurückkehrte, auf dem es bis heute noch steht. Die Gegend heißt auch noch immer „zu den sieben Kreuzen“ und sie wird als ein unheimlicher Ort, an welchem sich schon so mancher verirrt hat, so daß er erst nach stundenlangem mühevollen Herumsuchen den richtigen Weg wiederfand, von der Bevölkerung gemieden. Eine Anzahl elyptenförmiger Lagerplätze, um welche sich tiefe Gräben und Hohlwege, von denen der unterste bis zu einer starken Quelle im Mückenrunde führt, herumziehen, läßt auf ein ausgedehntes, altes Schanzenwerk schließen, wie solche auch noch am Patzelberge bei Jauernig, oberhalb der Gloriette im Krebsgrund und bei Grenzgrund vorhanden sind. Eine kleinere, aber noch sehr gut erhaltene Schanze befindet sich im Garten der Pfarrwidmut unterhalb der Kirche in Jauernig, dann ist auch noch ein Schanzenwerk gegenüber derselben im Garten des Bauers Heinold, früher Schenkenbach, vorhanden. Größere Niederlassungen waren das Tatarenlager in

den Pfarreichen in Dorf Jauernig, das Schwedenlager bei Oberforst, das alte Schloß im Kesselloch an der Ochsenweide bei Hahnberg und die alten Dammanlagen bei Fuchswinkel. In den Schanzen daselbst fand man vor ungefähr zweihundert Jahren einen großen Stein mit altgotischen Schriftzeichen, die jedoch ganz unkenntlich und unleserlich waren. Man hielt den Stein für das Grabdenkmal eines Schweden-Generals und fuhr denselben in den Garten der Pfarrwidmut in Dorf Jauernig. Als dann im Jahre 1733 der Pfarrer Gottfried Josef Lorenz starb, wurde auf der verkehrten Seite das Epitaphium für denselben ausgehauen, und später wurde dieser Stein in die Wand der Pfarrkirche in Stadt Jauernig beim Hochaltar auf der Evangelienseite eingemauert.

Auch über die Geheimleiden-Kapelle im Stadtgrunde existiert eine Schwedensage. In dem fürchterlichen Schwedenkriege hatte nämlich das Landvolk von Jauernig und Umgebung die Schweden nächtlicher Weise in den Schanzen beim Schlosse Johannesberg überfallen. Der Angriff war aber blutig zurückgeschlagen worden, und wer nicht massakriert werden wollte, mußte eiligst flüchten. Dabei geschah es nun, daß in einem Hause in der Nähe der heutigen Kapelle ein Kind in der Wiege vergessen worden war. Ein auf Verfolgung begriffener Schwede bemerkte nun bei der Hausdurchsuchung und Plünderung das Kind, spießte es mit seinem Säbel auf und steckte es in das kochende Wasser im Ofentopfe. Mit der Zeit drückte ihn jedoch über diese Untat das Gewissen und er beschloß, dieselbe zu sühnen. In der Felsenwand neben der Straße haute er mit großer Anstrengung eine Höhle als Wohnung für sich aus und hing in dieselbe das geheime Leidenbild zu seiner Verehrung auf. Nach dem Tode des Schweden verfiel jedoch die Höhle und mehrere Wohltäter erbauten dann neben derselben die jetzige Kapelle.

Aus dem blütenreichen Sagenkranze, welchen der Volksmund um das Schloß Johannesberg geschlungen hat, lassen wir im nachstehenden die Geschichte vom Schloßhauptmann Thümbling, welcher um das Jahr 1660 gelebt hat, und in der Sage „Timmling“ genannt wird, folgen:

Es war ein schwüler Sommertag, als Gideon Timmling, ein armer Hirtenknaube, unter einer schattigen Eiche nächst den Pfarreichen bei Dorf Jauernig niedersank, um einen Augenblick auszuruhen, denn die von den glühenden Sonnenstrahlen gepeinigete Herde wollte nicht weiden, und das Zusammenhalten derselben hatte ihn bis zum Umsinken ermüdet.

Laut weinend klagte Gideon über sein hartes Geschick und verwünschte sein elendes Dasein.

Da vernahm er plötzlich neben sich rauschende Schritte und als er aufblickte, stand vor ihm ein rüstiger Jäger in prachtvoller, grüner Gewandung.

Unwillkürlich schauerte der Knabe zusammen, denn des Weidmanns feuerrotes Haar und noch mehr der stechende Blick seiner kleinen tückischen Augen hatte ihn erschreckt; furchtsam wollte er entfliehen, doch freundlich hielt ihn der Gefommene zurück. „Warum so traurig, lieber Kleiner?“ redete der Jäger ihn an. „Ach Herr!“ sprach der Knabe, „es gefällt mir nicht mehr, die Herde länger zu weiden, und da ich keinen Ausweg finde, mein bisheriges Los auch nur jemals zu verbessern, so ist mir mein Leben nur eine Last und Pein.“

„Bursche Du gefällst mir“, sprach freundlich der Jäger, „und wenn Du mir versprichst, dasjenige zu geben, woran Du bis jetzt noch am wenigsten gedacht hast, so will ich Dir zu einer glänzenden Laufbahn verhelfen.“ „O!“ rief der Knabe mit freudestrahlenden Blicken, „verlangt von mir, was Ihr wollt, und ich will es Euch tun!“ „Wie weit geht denn Dein Wunsch?“ fragte lauierend der Weidmann, „wie lange soll Freude und Genuß Dein Leben versüßen?“ Da wandte sich Gideon gegen das vom Sonnenglanze bestrahlte, majestätisch auf der Anhöhe gelegene Schloß Johannesberg und sprach: „Sieben Jahre wenigstens möchte ich da oben als Schloßhauptmann befehlen, und dann, Herr, macht mit mir, was Euch beliebt.“

„Nun gut“, versetzte befriedigt der Grüne, „dieses Ziel sollst Du erreichen; damit aber unsere Abmachung nicht in Vergessenheit gerät, so will ich alles hier aufzeichnen und Du setzt Deinen Namen darunter.“

Mit diesen Worten zog er eine Pergamentrolle aus seinem Wamse und übergab sie dem erfreuten Knaben, indem er fortfuhr: „Da keine Gallusschwärze zugegen ist, so ritze einen Deiner Finger an jenem Dornenstrauche und schreibe mit dem hervorquellenden Blute Deinen Namen.“

Der Knabe tat, was ihm geheißen. Wie er aber das Blut seiner Hand entrieseln sah, überfiel ihn mit einem Male ein unnennbares Gefühl von Angst, Entsetzen und Furcht, so daß er große Mühe hatte, die wenigen Buchstaben mit zitternden Zügen niederzuschreiben. Als er damit fertig war, überreichte er dem Fremden das verhängnisvolle Pergament. Hastig ergriff es dieser, barg es in seinem Wamse und sprach, sich zum Gehen wendend:

„Morgen melde Dich beim herrschaftlichen Gärtner und biete ihm Deine Dienste an. Der Fürst wird Dich sehen, das übrige überlasse meiner Leitung.“

„O, besten Dank, gütiger Herr!“ rief ihm erfreut der Knabe nach; „Der liebe Gott möge es Euch tausendmal vergelten!“

Als ob ihn eine giftige Viper gestochen hätte, drehte sich bei diesen Worten der Jäger um und mit aufbrausender Stimme und zornigem Blicke

sprach er zu Gideon: „Laß' mich niemals mehr dergleichen Redensarten hören, wenn Dich nicht mein ganzer Zorn treffen soll!“

Erschrocken und am ganzen Leibe zitternd, stand der Knabe da, und als er wieder seine Augen aufschlug, war der Jäger, der niemand anderer als der höllische Satan war, spurlos verschwunden. — Am anderen Morgen meldete sich Gideon beim Gärtner, welcher ihn zum Schloßherrn führte. Dieser fand an dem Knaben Gefallen, behielt ihn bei sich, ließ ihn ausbilden und machte ihn nach verhältnismäßig kurzer Zeit zum Amtshauptmann von Johannesberg.

Gideon Timmling fand jedoch auch in dieser Stellung, welche das Ziel seiner jugendlichen Träume war, keine innere Befriedigung. Gern nur ritt er in die nahen Pfarr-Erlen,¹⁾ wo er als Knabe die Schafe gehütet hatte, und ein wehmütiger Zug ging durch sein Inneres, wenn er sich unter der mächtigen Eiche am Damme des Teiches ungestört seinen Gedanken überlassen konnte.

Wieder ruhte er eines Abends hier auf seinem Lieblingsplätzchen, und mit düsteren Blicken betrachtete er das vom nächtlichen Dunkel umschattete Schloß Johannesberg. „Hier also ist das erträumte Ziel meiner Wünsche, wo alle meine Sehnsucht nach Größe und Ruhm verhallen soll und wo ich verdammt bin, ewig die Fesseln eines Herrschers zu ertragen, ohne daß es mir je vergönnt sein wird, selbst zu herrschen!“

Mit diesem Selbstgespräch wollte er das nahe Gebüsch durchdringen, um sich sein weidendes Pferd zu suchen; doch wer beschreibt sein Erstaunen, als ihm jener unbekannte Jäger, der ihm schon einmal als Knabe am selben Orte so großen Schrecken eingeflößt hatte, den Weg vertrat und hämisch zurief:

„Tor, was verlangtest Du einstens nicht mehr. Deine Wünsche habe ich getreu erfüllt.“

„Benutze die Frist Deines Lebens jetzt klüger, denn wenige sind der Jahre, die Du noch zu leben hast. Sei geizig nach Freuden, genieße in vollen Zügen jede Minute Deines Daseins, von dem ich Dir nach Ablauf der ausgemachten Frist keinen Atemzug länger zuzugestehen gesonnen bin, und hege fernerhin an meiner Existenz nicht den geringsten Zweifel.“

„Was gehst Du mich an!“ rief zornentbrannt Timmling, „ich habe mit Dir nichts zu schaffen!“

Diese Antwort schien der Grüne nicht erwartet zu haben. Die heftigste Wut verzerrte sein häßliches Gesicht. Immer größer und größer wurde seine Gestalt, und als sie zum gigantischen Ungeheuer geworden war, hielt sie dem Erschrockenen ein Pergamentblatt vor die Augen, auf dem er

¹⁾ So genannt, weil der Eichen- und Erlenbestand zur Pfarr-Widmut gehört.

schauernd seinen mit eigenem Blute geschriebenen Namen erkannte. Ein fürchterliches Gelächter erfolgte und das Ungeheuer war verschwunden.

Starr und blaß vor Schreck stand Timmling lange Zeit unbeweglich da. Als er sich zu erholen anfang, kam ihm auch das Bewußtsein, daß das, was er bisher für einen phantastischen Traum gehalten hatte, nichts als die schreckliche Wahrheit war.

„Nicht dem Glücke und nicht dem Zufalle habe ich also meine Existenz zu verdanken, nein, diesem höllischen Scheusale!“ sprach er zu sich selbst, „und ich Tor konnte nicht wenigstens ein Königreich fordern!“ — Von nun an war Timmling ein ganz anderer Mensch. Um die Mahnungen an den Teufelspakt zu übertäuben, ergab er sich den aufregendsten Genüssen und stürzte sich in einen Strudel von Sünden und Lastern. So oft er sich diesem wüsten Leben zu entziehen suchte, schreckte ihn der Klang eines Glöckleins auf, das von unsichtbarer Hand im Schloßturme aufgehangen war und mit dem Klagetone „Timmling — Timmling“ ihn an sein Schicksal erinnerte.

Gar rasch waren die sieben Jahre abgelaufen, auf welche der Vertrag abgeschlossen war, und die letzte Nacht nahte heran.

Heulend fuhr der Sturm durch die Wipfel der alten Pappeln, die beim Schlosse standen. Unheimlich lugte der Mond zeitweilig aus den pfeilschnell am Firmamente dahinjagenden schwarzgrauen Wolken hervor, und auf den sumpfigen Wiesen Dorf Jauernigs trieben Irrlichter und Feuermänner gleich bösen Dämonen ihr geisterhaftes Wesen. Da klopfte es zu später Stunde unten im Orte ungestüm an der Schmiede des alten Jakob an. „Alter mach' auf!“ rief eine rauhe Stimme. Der Schmied kleidete sich rasch an und beeilte sich, die schon längst geschlossene Werkstatt zu öffnen. Nicht wenig aber erstaunte er, in dem Kampfe der tobenden Elemente einen stattlichen Herrn zu erblicken, der ihn in barschem Tone befahl, die vor seinen Wagen gespannten sechs Rappen zu beschlagen. Schnell machte sich der wohlgeübte Meister an die Arbeit und als er mit derselben fertig war, warf ihm der Fremde ein Goldstück als Bezahlung hin, welches auf die Erde fiel. Indem der Schmied seine Leuchte nahm, um es zu suchen, gewahrte er, daß einer der zierlichen Schenkel des Fremden in einen abscheulichen Pferdefuß ende. Erschrocken bekreuzigte sich der fromme Meister, denn er hatte in dem Reisenden den Bösen erkannt, während dieser in rasendem Galopp den Schloßberg hinansprengte, so daß man nicht zu unterscheiden vermochte, ob die zuckenden Blitze von den Hufen der dampfenden Pferde und der rollende Donner von den ächzenden Rädern des Wagens herrührten, oder aus der den Berg einhüllenden qualmenden Wolke entquollen.

Ruhelos durchwanderte der Amtshauptmann sein Zimmer. Er wollte beten und brachte keinen Laut hervor, er wollte denken und war es nicht imstande. Zitternd hatte sich der alte Diener Thomas in eine Ecke des Gemaches gedrückt und harrte da mit Angst und Bangen der etwaigen Befehle seines Herrn, dessen Treiben und Gebahren ihm heute ganz unverständlich war.

Draußen wurde der Sturm immer fürchterlicher, gräßlich brüllte der Donner dazwischen, und blendende Blitze trieben gleich riesigen Schlangen ihr Grausen erregendes Spiel.

Da schlug vom Schloßturme die Glocke 12 Uhr, und kaum war der letzte Ton verhallt, da erdröhnte mit einem Male ein furchtbarer Schlag, der die Toten selbst aus ihrem ewigen Schlummer zu erwecken imstande gewesen wäre, denn das Schloß erzitterte in seinen gewaltigen Grundfesten, und aus den Stockwerken fielen klirrend die zerbrochenen Scheiben der Fenster in den Schloßhof.

Von Angst und Schreck gepackt, wollte der Amtshauptmann entfliehen. Da aber wurde plötzlich die Thür seines Zimmers aufgerissen und herein trat Satanas, der Herr der Hölle. Mit starrem Entsetzen blickte ihn Timmling an; Fieberfrost rüttelte die erschlafften Glieder, laut klapperten seine Zähne und mit Totenblässe überzog sich das fahle Gesicht. Ahnend, was ihm bevorstand, warf er sich mit rasender Wut auf den gekommenen, um mit ihm um sein Leben und seine Seele zu ringen. Doch mit riesiger Kraft ergriff ihn dieser, riß ihn zum Fenster hinaus, schlug ihn mit dem Kopfe an die Mauer, daß Blut und Gehirn weit herumspritzten und flog mit ihm durch die Lüfte dahin.

Noch heute sind an der gegen die Stadt Jauernig gelegenen Seite des Schlosses die roten Flecken sichtbar, welche von dem Blute Timmlings herühren sollen. Wie erzählt wird, lassen sich dieselben nicht abwaschen, und so oft sie auch übertüncht worden sind, sollen sie immer wieder zum Vorschein gekommen sein. Im Gebälke des Schlosses hängt auch noch eine schon lange außer Gebrauch gesetzte Glocke, und wenn dieselbe angeschlagen wird, glaubt man, ein wehmütiges „Timmling — Timmling“ zu vernehmen.

Der Schein der Hütten.

Von

Bernhard Schäfer, Jährze.

Durch flaches Schlesiensland
fuhr ich die Wegescheide;
Grell lag der Sonnenbrand
Auf seinem schlichten Kleide.

Nur selten, daß ein Fleck
Mir, der ins Weite strebte,
Mit bunten Farben feck
Ringsum das Grau belebte.

Und sah mein Auge auch
Ein freundlich Kirchlein prangen —
Wie bald von dichtem Rauch
War es dem Blick verhangen!

Mir Fremdling wurde gram . . .
Da kam der Abend stille,
Der jede Blöße nahm
In seine Schattenhülle.

Ich fand am Ziele Raft
Und Labung wohl zur Stelle.
Schon friedlicher gefaßt
Schied ich von Tisch und Schwelle.

Zurück auf gleicher Spur,
Die schon mich hergeleitet,
Rollt' ich dahin . . . die Flur
Lag weit in Nacht gebreitet.

Der Wind mit Geisterhand
fuhr mir um Stirn und Brauen;
Er wies ins dunkle Land
Und winkte mir, zu schauen.

Da füllte hoher Glanz
Mit Staunen mich, den Späher!
Mein Auge, dürstend ganz,
flog rasch dem Ziele näher.

Verwandelt schien der Plan!
Ein schimmerndes Geschmeide,
Zum Festschmuck angetan,
Lag auf dem schlichten Kleide:

Von Ampeln, blendend weiß,
Gereiht in lichtigem Bogen,
War rings ein Zauberkreis
Ums Hüttenfeld gezogen.

Und hoch in seiner Hut
Aus Riesenandelabern
Sah ich gewalt'ge Glut
Wie feurgarben wabern.

Und aus dem flammenschoß
Da lösten tausend Funken,
Leuchtkäferchen, sich los
Und schwirrten, freudetrunken.

Und wo wie Lavaström
Sich hob ein Feuerzeichen,
Sah ich am Himmelsdom
Die Sterne jäh erbleichen.

Vergessen hatt' ich schier
Den Herd, der also lohnte . . .
Leuchttürme schienen mir
Die rußverqualmten Schlote.

Auf tat mein Herz sich weit
 Uralter Weisheitsfunde:
 Zu seiner Herrlichkeit
 Hat alles seine Stunde.

Die Grossl.

(Aus dem Tagebuch meiner Großmutter.)

Von

Erna Viereck, Groß-Allersdorf.

Ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, heuer keinen Weihnachtsbaum zu putzen. Für wen auch? Für uns „alterndes“ Ehepaar schien es mir so unendlich reiz- und zwecklos; viel Arbeit und Mühe und als Lohn für diese — nur kaum versteckte Sehnsuchtsseufzer nach den Kindern. Ja, die ersten Weihnachten, wo wir unsere Lieblinge entbehren mußten, und nun mit einem Male gleich alle drei!

Der Sohn war auf ein Jahr als Volontär in England, da lohnte es die weite Reise nicht. „Nesthäkchen“ hatte ich im Herbst in ein Genfer Pensionat gebracht und unsere „Alte“ mit ihren gewichtigen 18 Jahren zündete heuer schon ihre Tanne im eigenen Heim an. Wir hatten beabsichtigt, das Fest bei Schwiegersohn und Tochter zu verleben, im letzten Moment aber traten geschäftliche Hindernisse ein, und wir mußten daheim bleiben. Allein — ganz allein! Mir liefen schon den ganzen Tag die Tränen über die Backen, die noch rascher zu fließen begannen, als die Briefe und Päckchen der Kinder anlangten. Briefe, die in meinem armen, sehnsuchtsvollen kranken Mutterherzen alle jene zarten Seiten fanden und berührten, die mich mit meinen Lieblingen verbinden. — Da saß ich dann vor dem eben erhaltenen großen Bilde meines Jungen und konnte mit den trüben, verweinten Augen gar nicht genau genug sehn, wie bildhübsch und schneidig er drein schaute, wie stolz der Schnurrbart sich aus dem schüchternen Bartanflug entwickelt hatte. Während ich so vor mich hin brütete, öffnete sich leise die Tür. So leise geschah es, auf so weichen Sohlen näherte sich der Eintretende, daß ich gar nicht aufschaute. Nicht etwa, daß ich es nicht gehört hätte. O nein! Aber ich wußte, wer allein diesen leichten, leisen Gang hatte, und daß, gerade diesem Jemand gegenüber, mein kaum beherrschter Jammer sofort wieder hervorbrechen würde. Hatte ich doch schon als blut-

junges Frauchen mein erstes Leid und Kummernis dem treuen Herzen von „Großl“ anvertraut. Großl, die liebe, uralte Großl, die das ganze Haus — nein, das ganze Städtchen — so nannte, obwohl sie nie eine wirkliche Großmutter gewesen war. Ihren einzigen Sohn hatte sie sehr jung — lange, lange vor unserer Zeit verloren. Sie sprach selten oder nie davon, und dann nur in kurzen Worten, die doch ihre unverfägte Trauer und Liebe bewiesen. In dem Vater meines Gatten, einem Waisenkneben, hatte sie Ersatz gesucht und ihn erzogen mit dem ganzen, unendlichen Liebesreichtum, der in ihr wohnte. Nach dem Vater war der Sohn, dann dessen Frau und Kinder daran gekommen. Aus längst vergangener Zeit grüßte Großls liebe Gestalt herüber, verehrt und geliebt von allen, der gute Schutzgeist unseres Hauses. Gewiß, sie ahnte, wie mir's ums Herz war, und kam mich zu trösten. Aber ich meinte, für meine Vereinsamung gäbe es keinen Trost. Ich rührte mich nicht. Da legten sich ihre weichen Arme um meinen Hals. „Tina?“ Und als ich nicht antwortete, nur auf's neue zu weinen begann, kam die bange Frage: „Habt Ihr schlimme Nachricht? — Rolf — die Mädchen?“ Ich schüttelte den Kopf; das gute, alte Gesicht sah gar so bestürzt und ängstlich drein. „Alles gesund, Gott sei Dank! Sieh alle die reizenden Sachen, das liebe, liebste Bild, die innigen, warmen Briefe. Aber — Großl — so weit alle, gar so weit! Welch trauriger Christabend für uns verlassene Eltern.“ „Aber Tina — trauriger Christabend — weshalb denn? Weil ein paar Meilen Dich von Deinen Lieblingen trennen, weil Du einmal ihre leuchtenden Augen, ihr herzerquickendes Lachen vermissen mußt? O Du Glückliche, Glückselige, der das als schweres Leid dünkt! Nein, Kind, stiller als sonst wird das heurige Fest gewiß sein, zum Betrübte sein aber habt Ihr wahrlich keinen Grund. Wenn der Lichterbaum auch diesmal nur für uns drei leuchtet . . .“ „O Großl, nein, nein“, fiel ich ihr ins Wort „nur das nicht, ich könnte es nicht ertragen! Keinen Baum, nichts, was an verflossene frohere Christzeiten erinnert; still beisammen sitzen, und nicht den hellen Kerzenschein, der so gar nicht zu meiner trüben Stimmung paßt.“ Großl blieb ein Weilchen stumm; ihre Augen nahmen den weltfremden, wie fernab suchenden Ausdruck an, der ihnen eigen war, wenn Großl an längst vergangene Tage dachte. Wie ein feiner, grauer Schleier legte es sich über ihre sonst so heiteren gottergebenen Züge, und ein Seufzer, ein leiser, zitternder Seufzer stieg aus der alten Brust. Ich sah sie betroffen an. „Was hast Du Großl?“ Wie aus einem Traum erwachend strich die alte über ihr Gesicht. „Weihnachten — da ersteht wohl manchmal langverstorbenes, langbegrabenes . . . Setze Dich, Tina, ich will's Dir erzählen, was mich eben bewegte. Eine einfache, schlichte Sache, nur eben inhaltsreich und schicksalschwer für den, der sie erlebte.“

Dreimal nur in meinem Leben brannte kein Baum in meinem Hause. Das erstemal, da lebte mein Mann noch. Wir waren kurz, kaum ein Jahr verheiratet, und so glücklich, so namenlos glücklich! Alles hatten wir für unser erstes Weihnachtsfest schon vorbereitet. Die Nüsse waren mit Schaumgold überklebt, Körbchen und Ketten gezackt und geschnitten und allerlei kleine Geheimnisse und Überraschungen für einander vorbereitet. Die Christstollen waren schon fertig und zu meinem größten Stolz so knusprig und lecker geraten, wie bei der erfahrensten Hausfrau. Sollte das ein lustiger froher Abend werden! Aber — der Mensch denkt und Gott lenkt! Gerade um die Zeit, da wir geplant hatten, unser Bäumchen anzuzünden, tat unser Kind — unser Sohn, unser einziger! — seinen ersten schwachen, süßen Schrei . . .“ Die Stimme der alten Frau bebte. Tränen perlten in den Augen und rannen langsam über die welken Wangen. Freudentränen, in Erinnerung genossenen Glückes, Leidestränen im Gedenken des Weh's, das sobald, sobald schon folgte. — Endlich fuhr sie fort: „Dann kamen einige schöne, herrliche Christabende. So wunschlos glücklich in unserer seligen Dreieinsamkeit! Wie prächtig der Knabe gedieh, und wie stolz der Vater auf das schöne Kind war! — Aber als mein Sohn seinen 6. Geburtstag feierte waren wir zwei allein, für immer allein. Mein Gatte, der teure, beste Mann, ruhte seit einem halben Jahre draußen, am Friedhofe, unter der alten Trauereiche, die vordem in unserm Garten gestanden hatte und die er so liebte. Ich hatte sie ihm mitgegeben auf sein Grab . . . Wie namenlos schwer es mir wurde, in diesem Jahr den Lichterglanz des Baumes zu ertragen — wer würde dies nicht begreifen! Aber ich bezwang mich. Die Jugend muß ihr Recht haben, und ein Kinderherz braucht nach schwerer, weher Zeit doppelt nötig ein bißchen Sonnenschein und Kinderlust. Ich biß die Zähne zusammen und dachte an den teuren Seligen. „Sei tapfer und stark um des Kindes willen“, war seine letzte Bitte gewesen.

Jahr um Jahr strich dahin, Fred wuchs heran. Schon bei Lebzeiten meines Gatten hatten wir beschlossen, ihn Offizier werden zu lassen. Zeigte er später Lust und Liebe, das ererbte Gut zu übernehmen, stand dies in seinem freien Willen. So kam mit 10 Jahren, wo er auf die Kadettenschule mußte, die Trennung. Ich brachte ihn nach Annaberg und kehrte dann nach Dobrowka zurück. Das Gut entbehrte schwer genug den Herrn, es durfte nicht auch die Frau missen. Ich mußte ja tapfer und stark sein!

Fred gefiel sich in den neuen Verhältnissen ungemein; trotzdem war es seine schönste Zeit, wenn er in den Ferien und feiertagen „heim“ durfte. Seine zärtliche, dankbare Liebe tat mir so wohl, so unsagbar wohl! Wieder einmal nahte die Zeit seines Besuches heran. Wir schrieben den 24. Dezember, und Jochen, unser alter Kutscher, war schon den Tag zuvor

ausgefahren, um den Knaben von der letzten Relai-Station abzuholen. Jede Minute durfte ich ihn erwarten! Ich hatte es mir ausgerechnet, daß er zu Mittag längstens eintreffen mußte, und machte mich auf, ihm eine Strecke weit entgegen zu gehen. Anfangs schritt ich rüstig aus und merkte gar nicht, welch' weiten Weg ich schon zurückgelegt hatte. Als aber immer und immer noch kein Schlitten kommen wollte, wurde ich besorgt und unruhig. Aber an ernste Gefahr dachte ich noch nicht. Der Weg galt am Tage für völlig gefahrlos; des Nachts freilich vermied man, der Wölfe wegen, gern die einsame Heerstraße. Da bemerkte ich in der Ferne einen Punkt, der sich rasch näherte. Ich erkannte Pferde und Schlitten, unsern Schlitten! Wie unsinnig schnell Jochen die Tiere antrieb, gewiß wollte er die versäumte Zeit nachholen. Ich nahm mir vor, ihn ernstlich zu schelten, daß er die edlen, teuren Tiere so überhetzte. Da — nun war das Gefährt nahe, ganz nahe, aber es machte keine Anstalten, stille zu halten, oder mir, die ich mitten im Wege stand, auszuweichen. Im letzten Moment sprang ich in den tiefen Schnee und — führerlos rasten die Füchse an mir vorbei, schweißbedeckt, wie nach langer, wilder Jagd. Der Schlitten war leer, nur Freds Mantelsack lag drin . . .

Einen Augenblick stand ich fassungslos, dann — unfähig das Schreckliche mir zu erklären, stürzte ich vorwärts. Ich wußte in der Nähe ein Gehöft, das mußte ich erreichen, so schnell als möglich. Der Pächter kam mir schon entgegen. „O Frau, Frau —“ heller Schreck stand in seinem Gesichte. Er hatte die Pferde vorbeirasen sehen und wollte eben mit etlichen Knechten den Verunglückten zu Hilfe eilen. „O Frau, Frau —“ stöhnte er wieder, „die Wölfe sind so wild und ausgehungert, sie zeigen sich schon am helllichten Tage in der Ebene . . .“ Ich wankte und griff in die leere Luft. Der Bauer fing mich auf und schleppte mich in die Stube zu seinem Weibe, während er dann den Knechten nachzukommen hastete. Ich lag mit schreckschweren Gliedern da, unfähig mich zu rühren, aufzuraffen. Folternde Todesangst im Herzen. Die Wölfe! Immer und immer sah ich die Bestien mein Kind umdrängen, es anpacken, niederreißen . . . Die Sinne schwanden mir aufs neue . . . Als ich erwachte, fühlte ich zwei feste, sorgsame Knabenhände zärtlich um mich bemüht, und Freds liebes Gesicht war über mich gebeugt. Blaß, totenblaß, aber sonst gesund und wohlbehalten. Erst nach und nach erfuhr ich alles. Der Schlitten war, keine Stunde hinter der Relai-Station schon, von Wölfen umkreist und verfolgt worden. Mit schwerer Mühe war es Jochen gelungen, einen Vorsprung zu erlangen. Da zeigten sich die Bestien mit einem Male wieder, näher, drohender, denn je zuvor. Jochen erkannte die Unmöglichkeit, ihnen zu entkommen. Aber er war in der Ebene, wo damals die Wölfe noch

häufig vorkamen, aufgewachsen, und so sann er auf eine andere Rettung. Ein kleines Gehölz lag knapp vor ihnen; zwischen den schwachen, dünnen Stämmchen waren auch einige, die immerhin einen Menschen bequem tragen mochten. „Rasch, junger Herr, da hinauf“ und schon kletterte Fred den Baum empor. Jochen gab den Pferden die Zügel frei. Im wilden Rasen, die Nähe der Bestien witternd, konnte es ihnen vielleicht gelingen, das nächste Dorf oder Gehöft zu erreichen. Man würde aufmerksam werden, zu Hilfe eilen . . .

Eben wollte Jochen einen etwas seitab liegenden Baum erklettern, da jagten die Wölfe heran, halb verhungert, blutgierig, mit geiferndem Rachen und glühenden Augen. — Die schwere Kleidung hinderte Jochen am schnellen, geschickten Klettern — . . . Vor Freds Augen zerrissen die Bestien den treuen, alten Diener und dann, nur doppelt gierig gemacht durch die erste Beute, umkreisten sie bewachend den Baum, auf dem der Knabe, zu Tode erschöpft und halb erstarrt, saß. — Erst nach zwei Stunden erlösten ihn die herbeigeeilten Männer. Der arme Jochen hatte richtig gerechnet. Die Hilfe war eingetroffen, nur freilich zu spät für ihn selbst! Das war der zweite Christabend ohne brennenden Lichterbaum.“ Wieder eine Pause — ich merkte gar nicht, wie lang sie währte, so sehr war ich im Banne des eben gehörten. Fast erschreckt fuhr ich auf, als die alte Frau wieder zu sprechen anhub. Wie gebrochen klang aber auch ihre Stimme, wie durchzittert von Tränen! „Und dann — dann kam der dritte! Manch' Jahr später. Fred war zum Jüngling herangereift und lag in f. bei den X'schen Kürassieren. Ein bildschöner Bursche, schlank und biegsam wie eine Gerte, mit herrlichen, lebendigen Blauaugen und einem sorglosen, alle bezauberndem Wesen. Aber — Gott sei's geklagt! — auch im Charakter glich er einer Gerte, haltlos, jedem Einflusse unterliegend. Und — er kam unter bösen, verhängnisvollen Einfluß! Ich, die Mutter, die jede Falte seiner Seele kannte, ich weiß, daß er im Grunde doch ein guter, edler Mensch war, und nur ein solcher sühnt so strenge die Tat einer unseligen, selbstvergessenen Stunde. — Ich hatte seinen Bitten nachgegeben, und — obwohl meine Mittel recht beschränkte waren, — was trägt auch ein mit Hypotheken belastetes Gut an der polnischen Grenze? — ihn in einem sehr teuren Regimente dienen lassen. Lange widerstand er den Lockungen, denen seine Kasse nicht gewachsen war. Da trat ein junger Prinz in das Regiment ein, der sich mit Fred besonders herzlich anfreundete. Einmal — Gott mag wissen, wie es kam — wurde wieder gespielt. Fred ließ sich überreden, teil zu nehmen. Hoch, immer höher. Nach kurzem Gewinnen verlor er, verlor immer mehr. Er hatte längst aufgehört zu rechnen, ihm graute vor der Gewißheit, die ihm werden mußte. Noch

immer hoffte er auf einen Glücksfall . . . Als der Morgen hereinbrach, schuldete er seinen glücklicheren Partnern weit mehr, als selbst beim günstigsten Verkauf unser Gut wert war, keine Möglichkeit für ihn, seine Ehrenschnlden zu decken. Das erkannte er nur zu bald. Aber er beherrschte sich; ruhig bat er seine Kameraden, sich fünf Tage zu gedulden, er müsse erst heim „zu Muttern“. Harmlos und sorglos klang es, und beruhigte die Kameraden, die sich schon ernste Vorwürfe und Gedanken gemacht hatten. Erleichtert atmeten sie auf — zu „Muttern, sich berappen lassen“, natürlich! Gern gewährten sie den kurzen Aufschub.

Unerwartet, in der Weihnachtswoche überraschte mich mein Sohn. Liebevoller, zärtlicher, inniger denn je! Unvergeßlich bleiben mir diese letzten, süßen, seligen Tage! Ich danke es ihm noch heute, daß er mir diese traute, ungetrübte Zeit gönnte, bevor er mir den größten Schmerz meines Lebens antat. Aber was mochte er empfunden, durchkämpft, durchlitten haben in jenen Tagen! Nichts deutete in seinem Wesen auf den fürchterlichen Entschluß hin. Nur einmal, am letzten Abend — wir saßen am flackernden Kaminfeuer beisammen, Hand in Hand, wie in seinen Kindertagen — schmiegte er plötzlich seine Wange an die meine. „Mutti, weißt Du — in der Fremde sterben, unter gleichgiltigen, kaltherzigen Menschen — ich brächt's nicht fertig, dazu fehlte mir der Mut.“ Erst überließ mich's seltsam — hatte er doch nie vom Sterben gesprochen, wie sollte er auch, der kaum 20 jährige! Dann aber lächelte ich — war ich doch so ahnungslos! „Märrisches Kind! Der Tod fragt nicht viel, wann und wo er kommen darf. Aber für Dich hat's, so Gott will, noch lange, lange Zeit!“ Und wir plauderten von anderem, seiner Garnison, den Angelegenheiten des Gutes, diesem und jenem lieben Freund und Bekannten. Endlich schieden wir. Später erst fiel mir's ein, wie zärtlich bewegt, wie demütig er mich immer wieder und wieder küßte. Mit jedem Kusse bat er mich im Vorhinein um Verzeihung für das Furchtbare, was er mich erleiden lassen mußte!

. . . Am anderen Morgen fanden wir ihn tot und kalt auf seinem Lager; den abgeschossenen Revolver noch in der Hand. Zwei Briefe, einen lieben, unbeschreiblichen an mich, einen an seinen Oberst, fand man auf seinem Tische. — Drei Tage später, als die Weihnachtsglocken eben zu läuten begannen, kehrte ich heim von seinem frischen Grabe . . .“

Lautlose Stille blieb im Zimmer. Tränenlos starrte die Alte vor sich hin, während ich meine tiefe Bewegung nur mühsam zu beherrschen vermochte. O du große, heilige Märtyrerin, die mit diesem Weh weiter zu leben vermochte, den eignen Schmerz betäubend im unermüdlichen Sorgen und Wohltun für andere.

Als Großl, mein Mann und ich abends unterm Christbaum beisammen saßen und die alte Frau sich so rührend liebevoll bemühte, durch alte, wehe Erinnerungen nicht die Feststimmung zu stören, die schließlich doch uns erfaßt hatte, schlich ich mich leise an ihre Seite. Voll Verehrung, wie einer Heiligen, küßte ich ihr ihre schmalen, weichen Hände und sah ihr tief, tief in die guten, treuen Augen. Und dann lehnte ich mich an den Gatten, die Hände im stummen inbrünstigen Dankgebet faltend. Niemals so sehr, als in jener Christstunde, da unsere Liebsten doch in der ferne weilten, empfand ich so voll und ganz, wie reich, wie unendlich reich wir in ihrem Besitze waren und meine Brust durchflutete nur heiß und flehend die Bitte: „Gott schütze unser Glück“.

Müller-Elsbeth.

Von

Paul Albers, Ratibor.



raf von Luckow hatte den Fritz, seinen Leibjäger, aus der Fremde mitgebracht und ihn als Revierförster angestellt. Fritz sah dem Grafen sprechend ähnlich und die Leute munkelten mancherlei. Der Revierförster wußte es, daß man munkelte und tat sich darauf was zu gute. Er trug den Bauern gegenüber ein hochfahrendes Wesen zur Schau und ging sie streng und hart an. Ertappte er eine alte, arme Frau beim Holzlesen oder Pilzesammeln, so pfändete er ihr das Kopftuch und zeigte sie an. Erwischte er ein mageres Zicklein, das an der Waldböschung ein paar Halme abgraste, so trieb er's heim und verursachte dem Eigentümer mehr Kosten, als das ganze Zicklein wert war. Begegnete ihm eine Bauerndirne, die Preiselbeeren las, so war's um ihre Unschuld geschehen. Deshalb haßten ihn die Bauern in Schutow. Er durfte sich in der Dorfschenke nicht zeigen, weil er gewiß sein konnte, daß es zu einem Wortstreite und einer Prügelei kommen würde; ja, selbst in der Dorfkirche rempelten ihn die Burschen an.

Sein grimmigster Feind in der ganzen Gegend aber war der Müller Wallach. Dieser, selbst ein passionierter Jäger, hatte seit Jahren die an die Herrschaft grenzende Rustikaljagd in Pacht gehabt und bis zum Dienstantritt des Revierförsters mit dem gräßlichen Forstpersonal auf gutem Fuße gelebt. Er nahm's deshalb auch nicht allzusehr und holte sich oft den krank geschossenen Hasen von der Jagdgrenze herüber. Jetzt war's anders

geworden! Fritz paßte dem Müller auf, wo er konnte, um ihm die Jagdfreude zu verderben. Brachte er in Erfahrung, daß Wallach am nächsten Tage Jagd abhalten wollte, so schickte er unter Vorwänden Dominialleute auf die Rüstkaläcker, die das Wild beunruhigten und verscheuchten. Er selbst hielt sich dagegen im Versteck an der Grenze auf, um den Müller bei unerlaubter Jagdfolge zu erwischen. Dessen Sorglosigkeit kam ihm zu Hilfe. Eines Tages faßte er ihn ab, als er einen weidewunden Hasen über die Grenze verfolgte und entriß ihm die flinte. Der Vorgang hatte ein böses Nachspiel. Wallach wurde wegen Jagdvergehens und Widerstands gegen einen Forstbeamten zu vier Monaten Gefängnis verurteilt . . . er, der reiche und stolze Müller, der jahrelang das Amt eines Schöffen in der Gemeinde bekleidet hatte. Dieses Ehrenamtes wurde er durch den königlichen Landrat für verlustig erklärt; auch den Jagdschein und die Jagdberechtigung entzog man ihm.

Nach Verbüßung der schmählichen Freiheitsstrafe sann der Müller auf Rache und fing in ärgster Weise zu wildern an, da er von seiner Jagdpassion nicht lassen konnte und die verbotene Frucht doppelt reizte. Die Dörfler kannten sein heimliches Treiben und schützten ihn, wo es ebenanging. Sie nahmen ihm das Wild ab und trugen's nachts in die Stadt zum Verkaufe. Der Wildhändler kaufte es ihnen zum halben Preise ab. Mit der unschuldigsten Miene der Welt spürten die listigen Bauern aus, ob die Waldluft rein sei, das heißt, ob Fritz sich im Wald, oder zu Haus befände. Sie verbargen, wenn Gefahr drohte und der Gendarm in Sicht war, des Müllers flinte in ihren Wohnungen und Ställen, ja sogar in den Düngerhäufen. Sie warfen das mit Arsenik bestreute fleisch aus und vergifteten des Revierförsters wertvolle Hunde. Sie schlugen ihm auch gelegentlich die fensterscheiben ein, wenn er nachts auf den Anstand ging und hifanierten ihn jetzt schlimmer, "denn eh". Selbstverständlich wußte Fritz, daß hinter seinen Feinden der Müller stand und das Feuer des Hasses in der ganzen Gemeinde schürte und anfachte.

„Den Hallunken muß ich verderben“ — fluchte er oft in sich hinein — „Bettler muß er werden und im Gefängnisse verfaulen, wenn ihn vorher meine Kugel nicht im Forst erreicht!“

Aber der Müller war vorsichtiger geworden und ließ sich jetzt nicht mehr so leicht einfangen. Als er mit den gräßlichen Forstbeamten noch auf gutem fuße gestanden, war er ja oft genug mit ihnen nachts in den Wald gegangen, um Wilddiebe abzufassen. Er kannte daher alle Schliche und Wege, alle Verstecke und heimliche Anstellungspunkte. Er hatte auch Muße und Zeit, die günstigen Gelegenheiten abzapfen. Denn obwohl er seit Jahren Witwer war, versah doch sein erwachsener, kräftiger Sohn Johann die 280 Morgen große Wirtschaft und das einträgliches Müller-

gewerbe. Dem Hauswesen dagegen stand die achtzehnjährige Elsbeth mit Fleiß und Umsicht vor. Mehr Kinder waren aus der Ehe nicht hervorgegangen und Elsbeth galt im Dorfe als „Glanzpartie“.

Johann war ein einsilbiger, solider Mensch, der sich um das Tun und Treiben seines Vaters und überhaupt der Menschen nicht kümmerte. Die Feldbestellung, die Pflege der Ochsen und Pferde füllte den Inhalt seines eng begrenzten Denkens aus. Er glich in seinem Wesen der sanften, früh entschlafenen Mutter, die auch ihr ganzes Leben nicht anderes gekannt hatte, als die harte Arbeit. Und sie war dabei doch glücklich gewesen.

In Elsbeths dunklen Augen dagegen brannte das Feuer des väterlichen Gemütes. Eine Schönheit war sie nicht, aber eine anmutige sympathische Erscheinung. Krauses, schwarzes Haar umrahmte die hohe Stirn, in der sich schwärmerische, leidenschaftliche Gedanken herumtummelten. Hatte Elsbeth auch nur die Dorfschule besucht, so übertraf sie an Intelligenz doch alle Altersgenossinnen. Der Schullehrer hatte ihr einige alte Jahrgänge der „Gartenlaube“ und eine zerlesene Ausgabe von Schillers Gedichten geschenkt. Diese Lektüre regte ihre Phantasie an und hob sie über das Niveau des kleinen, oberschlesischen Walddorfes. Sie liebte es, sich Ideale zu schaffen und in sie zu versenken, wenn auch ihr Herz noch völlig unberührt geblieben war. Denn die Bewerbungen der Bauernsöhne hatten bei ihr kein Gehör gefunden. Sie erträumte sich etwas „Besonderes“, einen Adjuvanten, Förster oder Inspektor. Jedenfalls hätte der Auserwählte ein schöner Mann mit elastischen Bewegungen sein müssen und nicht so tölpelhaft einherschlendern dürfen, wie der Karlik und der Josef und die anderen. Sie hielt auch wenig Verkehr mit den Dorfschönen, die sie doch nicht verstanden und für hochmütig hielten. Mit inniger Liebe schloß sie sich dagegen an ihren Vater an, dessen Abgott sie war.

„Das ist mein Mädcl — sagte er oft stolz. — Der Hannes ist der Sohn meiner seligen Marianne. Gott geb' ihr die ewige Ruhe.“

Ein heller Sonntagnachmittag ruhte schläfrig über Dorf, Flur und Wald. Die Vesperandacht war vorüber und plaudernd standen die geputzten Mädchen mit den Burschen auf der Dorfstraße. Was sich die jungen Leutchen da erzählten, war weder inhaltschwer, noch interessant, aber sie unterhielten sich doch köstlich und lachten so oft und so vergnügt, daß die weißen Maßliebchen in den Gärten und am Straßenrande vor lauter Freude mitlachten. Die alten Bauern und Bäuerinnen saßen auf den Bänken vor den Häusern, erstere in Hemdärmeln und schmauchten aus kurzen, hölzernen Pfeifen; in abgebrochenen Sätzen sprachen sie ihre Hoffnungen über die zu erwartende Ernte aus. Solch' ein Sonntagnachmittag auf dem Dorfe ist „halb Wachen, halb Schlafen“, nicht einmal Träumen . . .

„Vater“ — sagte Elsbeth zum Müller, der auf dem morschen, mit bunt karrierter Leinwand überzogenen „Kanapee“ lag und aus einer alten Nummer des „Oberschlesischen Wanderers“ längst abgestandene Neuheiten las — „ich geh' mal in den Wald nach Krazbeeren.“

„Nimm dich nur vor dem Erzlumpen, dem Förster in Acht!“ warnte der Müller.

„Päh! Was sollte der mir antun?“ — lachte das Mädchen übermütig — „meine Muskeln sind stark und meine fingernägel spitz.“

Leichtfüßig eilte die schmucke Dirne dem nahen Forst zu.

Über den Gipfeln der Kiefern zitterte die heiße, weiße Sonne. Nur mitunter schlüpfte sie heimlich durch das verzweigte Geäst der Koniferen auf den braunen Waldboden, küßte ihn schwül, heiß . . . heiß . . . juliheiß und atmete Wollust in die liebeshungrige Natur. O diese Sonne, diese Sonne! Sie weckt die Blume und den Falter und die buntschillernde Schlange, die lange im Winterschlaf gelegen, und den Hirsch und den Täuber, ja alles, alles zum Liebesleben! Sie ist es, die die Kreatur erzeugt, als im Anfang das wesenlose Chaos wogte! Ohne sie wird dereinst die Kreatur zum wesenlosen Chaos zurückkehren. Deshalb beten sie auch naturkundige Völker als das ursprüngliche Prinzip und die allerschaffende Gottheit an. Törichte Menschenkinder, bekleidet mit Frack, Ordensstern, Geheimratstiteln und Professorenweisheit dagegen wähen, daß die große Sonne im Uranfang der Dinge angezündet worden sei, wie der Herr Professor seine Studierlampe anzündet! Törichte Weisheit unterm Lampenlicht! — Hier in den Wald geh' hinein und schau' in das Treiben der Sonne! Heiß und schwül wird's dir dabei werden, wie der jungen Müllerstochter, die sich den Schweiß von dem geröteten Gesichte wischte. Sie hatte bereits ein Töpfchen prächtiger Krazbeeren gepflückt und lehnte an einer Fichte.

„Halt! Hab' ich Dich endlich, Beerendiebin!“ ertönte plötzlich eine harte Stimme hinter ihr . . . der Revierförster! . . . Vor jähem Schreck entfiel dem Mädchen der Topf und zerbrach am Boden.

Fritz lachte höhnisch auf: „Wart' nur, schön' Elsbeth, jetzt gehörst Du mir mit Leib und Seele!“

Aber blitzschnell, eh' er sich's versah, war Elsbeth an ihn herangesprungen und hatte ihm in der Überraschung das Gewehr entzissen; blitzschnell legte sie es an ihre gerötete Wange und rief ihm drohend entgegen:

„Rühr' mich nicht an! Keinen Schritt vorwärts, sonst bist Du ein Kind des Todes!“

Der Förster sah bewundernd das Mädchen an. Oft war er ihr auf der Dorfstraße begegnet und oft hatte ihm ihre stattliche Erscheinung im-

poniert. Aber so schön und stolz war sie ihm doch noch nie erschienen, wie jetzt, da sie ihre Mädchenehre verteidigte und ihn mit dem Tode bedrohte.

Er sah ihr furchtlos in die zornfunkelten Augen.

„Schieß nur zu“ — spottete er — „wenn Du's vermagst! Na, Courage hast Du wohl, das ist wahr, Müllerstochter, und schön bist Du auch! Du könntest eigentlich Revierförsters Frau werden. Mein Haus möchtest Du wohl schon beschützen und brauchte ich mir zum Schutze desselben keinen Hund wieder anzuschaffen. Denn meinen Caro haben die Bauernlummel auf Deines Vaters Befehl gestern vergiftet. Gib mir die Flinte zurück und reich' mir Deine Hand, Troztkopf!“

„Eine seltsame Brautwerbung!“ flüsterte gipfelschüttelnd der alte Eichbaum herüber zur schlanken Edeltanne. — „Manches hab' ich schon erlebt und gesehen, aber derartiges doch noch nicht. Und schau nur, Mume Tanne, wie das Mäd'el mit einem Male firre geworden ist. Bei meiner grünen Blätterkrone schwör' ich's! Sie gibt ihm wirklich das Gewehr zurück und zittert am ganzen Körper! Sieh doch! Sieh doch nur! Der fecke Mann, er umarmt sie schon!“ — —

Ja, er umarmte sie, und seine üppigen, vollen Lippen preßten die purpurne Blut ungezählter heißer Küsse auf ihren halbgeöffneten Mund, der um Hilfe schreien wollte und es doch nicht tat. Willenlos duldete es Elsbeth, daß Fritz den nervigen Arm um ihre schlanke Taille wand und seine Hand auf ihren pochenden, anschwellenden Busen preßte. Ihre heiße Kehle rang nach Atem. Süße Wollust durchrieselte ihre weichen Glieder und raubte ihnen den Widerstand. Jegliche Kraft verloren die Kniee. Liebessehrend sank das Mädchen unter dem feurigen Manne nieder ins weiche Moos . . .

In der Blätterkrone der alten Eiche girrte der Täuber seine Liebeswerbung, der Fink schlug lustig im Schlehdornstrauche und die Amsel sang eine ihrer schönsten Weisen. Die Sonne aber tanzte, zitterte und flimmerte um die beiden Liebenden herum auf dem weichen Moosteppich, . . . so heiß . . . so juliheiß . . . Sonne, gute Sonne, warum scheinst Du nur so schwül und so heiß! — ?

Aber nichts verrinnt schneller, als die Stunde des Glückes. Schluchzend lag Elsbeths Köpfcgen an der Brust des Revierförsters.

„Ich muß nach Haus — flüsterte sie bang — es fängt schon zu dämmern an.“

„Nein, bleib' noch Elsbeth, hat der Geliebte. Nun ist es geschehen, nun mußt Du mein Weib werden!“

„Der Vater wird es nicht zugeben!“

„Jetzt muß er's! Aus furcht vor der Schande!“

„Fritz, Du kennst ihn nicht! Eher trägt er die Schande oder tötet mich; aber seinem Todfeinde gibt er die Tochter nicht. O, ich armes, unglückliches Wesen! Was hab' ich getan!“

„Weine nicht, Schätzchen — tröstete der Förster — Was geschehen ist, ist geschehen. Und Du wirst doch mein Weib! Versteck' dem Alten nur die flinte, damit er nicht mehr wildert und mit mir oder meinen Kollegen einmal zusammengerät! Inzwischen werde ich ihn schon ausföhnen! Und morgen um 8 Uhr abends bist Du wieder hier! Gelt, Schätzchen?“

„Ja, ich komme“ —

Und sie kam, Abend um Abend und immer heißer und leidenschaftlicher reifte diese heimliche Liebe.

— — — — —
 „Zum Donnerwetter, Mädels, was ist den seit einiger Zeit mit Dir los?“ — polterte der Müller, der sich heut einen kleinen Rausch angetrunken hatte, — „Du gehst ja umher, als wärst Du beherzt! Gestern hast Du die Suppe versalzen, heut stellst Du die Klöße kalt auf den Tisch! Hast Du Dich etwa in einen Bengel vergafft? Dann sag's lieber bald! Wenn's ein ordentlicher Mensch ist, kriegst Du meinen Segen; ist's ein Eudrian, kriegst Du mit dem Stocke! He! Wer ist's?“

Elsbeth schoß das Blut in die Schläfe. Mit fester Stimme erwiderte sie: „Niemand!“ und reihte an Sünde die Sünde.

„Na, dann sag' mir zum Kuckuck wenigstens, wer mir meine flinte gestohlen hat? Ich hatte sie im Garten in der Laube so sicher versteckt und mit Streu zugedeckt gehabt, daß sie kein Mensch entdecken konnte. Und doch ist sie abhanden gekommen. Wie ist das möglich gewesen?“

„Das weiß ich nicht“ — erwiderte Elsbeth wiederum mit fester Stimme.

„Du mußt eigentlich alles wissen, Mädels, was im Dorfe geschieht. Ob nicht einer der verfluchten Grünröcke die flinte ausbaldowert und mir gestohlen hat. Aber wart' nur. Heut Abend bringt mir der Schumbarra Ignatz eine neue Knarre, die er für mich in der Stadt gekauft hat. Hurra! — Hurra! — heut geht's wieder 'mal auf Anstand! Vielleicht pürsch ich mich an den Lumpekerl, den Revierförster heran. Wenn der vor mein Rohr kommt, gibt's nichts zu lachen. — Der Erzhallunke der!“

Vor Elsbeths Augen dunkelte es; sie preßte heimlich die Hand aufs Herz und eilte in die Küche, ließ aber den Vater nicht aus den Augen. Mit einem wilden fluche hatte sich dieser aufs Kanapee geworfen und schlief nun seinen Rausch aus.

Eine helle Mondscheinnacht stieg langsam empor und breitete ihren sternbesäeten, blauen Königsmantel um die Schultern. Im Silberglanze

wandelte sie über Acker und Fluren, Wiegenlieder vor sich hersummend. Dann schritt sie ernst durch den dunklen Tann und erzählte den Bäumen marmorweiße Märchen. Auch die Rehe und die Hirsche lauschten ihr auf dem Wiesenplan, unterbrachen bisweilen das Äsen und erhoben verwundert die geweihten Häupter; ja, so schön erzählte die Nacht, daß die scheuen Tiere zuweilen die Vorsicht vergaßen, nur den Märchen nachsannen und Gefahr liefen, von der tödlichen Kugel des pürschenden Jägers getroffen zu werden. In solch' mondenheller Nacht pürscht es sich gut.

Deshalb hatte auch Wallach beschlossen, heut auf den Anstand zu gehen. Er erwachte, als jemand leis am Fensterladen pochte. Vorsichtig ging er aus dem Hause hinaus. Im Schatten stand ein Mann, Ignatz Schumbarra.

„Hier Bruderku — flüsterte er — „hastu sich das flinte. Hab sich das Luder auseinandergeschraubt. Schafft ertra und die Rohr ertra. Gib sich eine Mark zu versaufen.“

Hastig griff der Müller nach dem zerlegten, in ein schmutziges, buntes Tuch eingewickelten Gewehre und steckte es schnell unter seine braune Jacke. Dann reichte er Schumbarra ein Geldstück hin und sagte leis: „Versauf's! Es soll mir Glück bringen.“

Der andere schlich vorsichtig davon. Vorsichtig auch kehrte der Müller ins Haus zurück, nahm seine Mütze von der Wand, drückte sie tief in die Stirn, steckte eine Anzahl Patronen in die Hosentasche, öffnete geräuschlos die Haustür, sah sich nach allen Seiten scheu um und lief in gebückter Stellung dem Walde zu. Von niemanden glaubte er gesehen worden zu sein. Aber er täuschte sich. Elsbeth hatte sein ganzes Treiben beobachtet. Als er auf Schweite vom Mühlengehöft entfernt war, folgte sie ihm mit der Geschmeidigkeit einer Katze. Ihre Augen blitzten durch die Nacht wie zwei funkelnde Sterne.

Schon nahm den Müller das Dunkel des Waldes auf. Hastig zog Elsbeth jetzt Schuh' und Strümpfe von ihren Füßen, damit die Zweige unter ihren Füßen nicht brachen und knackten. Von einem Baumstamme schlich sie hurtig nach dem anderen hin, ihren schlanken Körper hinter den Waldesriesen bergend und ihrem Vater Schritt für Schritt folgend.

Hinter einem mächtigen Eichenstamme blieb Wallach plötzlich stehen. Etwa 10 Schritt von der Eiche entfernt war ein Schutzschirm errichtet, indem sich etwas Schwarzes befand. Es hatte die Gestalt eines Menschen, bewegte sich aber nicht. Vor dem Schutzschirm lag die Wiese, auf die das Wild zur Äsung austrat. Elsbeth sah deutlich, wie der Müller die flinte unter der Jacke hervorzog, sie vorsichtig zusammenlegte, lud und erhob. Eine furchtbare Ahnung blitzte durch ihr Hirn: in dem Schutzschirm stand Fritz;

ihr Vater erhob die Flinte, um anzulegen und seinen Todfeind meuchlings von hinten zu erschießen. Mit wildem Aufschrei stürzte sie sich auf den Müller und schlug ihm die Flinte, die er bereits an die Wange gelegt hatte, aus der Hand. Ein lauter Schuß frachte durch die nächtliche Stille des Waldes. Aber auch aus dem Schuttschirm blitzte es hell fast im selben Momente auf und erdröhnte ein Schuß.

„Schieß nicht! Fritz schieß nicht, ich bin hier“ — schrie das Mädchen mit herzerreißender Stimme.

Alles war das Werk eines Augenblickes.

Wutschnaubend versuchte sich der Müller von seiner Tochter zu befreien, die ihn an beiden Handgelenken mit übermenschlicher Kraft festhielt. Seine Flinte lag am Boden. Vor ihm stand der Revierförster im Anschlag und drohte:

„Kerl, rühr' Dich nicht, sonst strecke ich Dich wie einen Hund nieder. Was machst Du hier, Elsbeth? Rede die Wahrheit“ —

„Ich . . . sah“ — antwortete das Mädchen mit fliegender Stimme, die schwächer und immer schwächer wurde — „daß . . . daß er . . . der Vater in den Wald ging . . . ich ahnte . . . Unglück . . . folgte ihm . . . er wollte . . . Dich erschießen . . . ich schlug ihm die . . . Flinte . . . aus der Hand“ —

„Hundsblut!“ zischte der Alte und versetzte Elsbeth einen Stoß, daß sie zu Boden flog. Schon wollte er nach der vor ihm liegenden Flinte greifen; aber schon auch hatte ihn Fritz, der sein eigenes Gewehr fortgeworfen hatte, am Kragen, schleuderte ihn zur Erde, kniete auf seine keuchende Brust und presste ihm die Kehle zusammen.

„Hab' Erbarmen mit ihm Fritz um meinetwillen“ — flehte Elsbeth, die sich langsam wieder erhoben hatte — „hab' Erbarmen Vater mit mir und gib mich ihm zum Weibe. Ich trag' ja sein Kind unter dem Herzen.“

„Hundsblut!“ ächzte Wallach. „Eher krepierst Du, als Du sein Weib wirst.“

„Gemach, Alterchen“ — höhnte Fritz — „vor der Hand hab ich Dich in meiner Gewalt. Weißt Du denn, was Dir bevorsteht, wenn ich Dich jetzt eskortiere? Schwere Wilddieberei . . . Rückfall und bei Nacht . . . Mordversuch . . . Da setzt es mindestens zehn Jahr Zuchthaus . . . hör' nur, zehn Jahr Zuchthaus . . . Der stolze Müller wird in der braunen Jacke seine Suppe essen und die schöne Mühle frisst das Gericht . . . Johann kann sich als Knecht verdingen und Elsbeth als Magd . . . Dazu noch die Schande . . . also wähle, was besser ist“ . . .

„Laß mich! laß mich wenigstens atmen!“

„fällt mir im Traum nicht ein, Alterchen. So bekomm ich Dich ja nie wieder in die Mache.“

„Was willst Du denn?“ stöhnte der Müller.

„Nichts, als das Du mir Elsbeth zum Weibe gibst und das Wildern sein läßt. Ich hab einen schönen Gehalt und mag nicht 'mal eine Mitgift, nur das Mäd'el — hörst Du?“

„Niemals! Du hast mich ins Loch und um die Jagd gebracht!“

„Und du wolltest mich ums Leben bringen, Alterchen; Deinen Jagdschein und die Jagd sollst Du wieder haben. Der Herr Graf wird's durchsetzen. Ich bitte ihn drum — denn, Du weißt ja, er ist . . . mein Vater.“

„Bekomme ich meinen Jagdschein bestimmt wieder? Ist es auch wahr?“

„So wahr, als ich Elsbeth zum Weibe verlange.“

„Dann sollst Du die Elsbeth haben, aber laß mich endlich frei, denn ich ersticke.“

„Schwör' mir's zu, Alter!“

„Ich schwör' es!“

„So! Dann bist Du frei. Doch Deine Flinte behalt ich zum Pfande, bis die Hochzeit vorüber ist.“

Mit einem Satze war der Revierförster aufgesprungen und hatte beide Gewehre über die Schulter gehängt.

Langsam erhob sich nun auch der Müller, indem er sich den Schweiß von dem roten Gesicht herunterwischte. Dann ordnete er die Kleidung, die Fritz in üble Unordnung versetzt hatte.

„Und nun Müller gib uns freiwillig Deinen väterlichen Segen, damit uns die Ehe auch Glück bringt — denn der Mutter Segen baut Häuser auf, des Vaters Fluch wirft sie nieder —“ sagte Fritz, indem er die halb-ohnmächtige Geliebte um die Taille faßte.

„Ein Teufelskerl bist Du!“ — brummte Wallach — „also gut, ich geb' Euch auch freiwillig meinen Segen. Aber die Jagd mußt Du mir bestimmt wieder verschaffen. Und dann noch eins! Was werden denn die Leute sagen, daß ich meinem ehemaligen Todfeinde die Tochter gebe?“

„Laß sie reden“ — bat Elsbeth, indem sie sich an die Brust des Vaters warf —. „Die Leute reden ja immer und keiner kann es ihnen recht tun. Sie werden ja auch nie erfahren, was hier in der nächtigen Stille des Waldes sich zugetragen hat. Und dann, Vater — — Fritz ist doch ein Grafensohn und so schmuck und schlank! Er schlendert nicht so tölpelhaft einher, wie die Schutower Bauernbengel. Freilich hab ich schwer gegen Dich gesündigt, Vater, aber meine Sünde hat Dich vor einer größeren gerettet.“

Der alte Müller umarmte seinen Abgott und küßte ihn herzlich auf den Mund, indem er lachend sagte:

„Hör' Elsbeth! Wenn ein Mädel zur Welt kommt, bekommst Du 20 000 Mitgift, ist's ein Junge, 30 000! Aber bald muß Hochzeit sein, damit die Leute nichts merken. Nachrechnen werden sie Dir's schon!“

Als die drei glücklichen Menschen den dunklen Forst verließen, schien der Mond noch lichter und schöner, denn vorher. Auf den weiten, glanzumwobenen Flächen bewegte sich sonst kein Lebewesen. Nicht ein Windhauch glitt über die goldenen Weizenähren hin; in silbernem Traume ruhte die Welt und atmete Frieden . . .

„Was mag da nur vorgekommen sein?“ flatschten eine Woche später die Dorfbasen. „Die Elsbeth ist mit dem Revierförster aufgeboten; der Müller hat seinen Jagdschein und die Jagd wieder und der Revierförster ist jetzt gegen die Bauern so freundlich, wie noch nie! Wir können uns wieder Erlaubnisscheine zum Beerenlesen und Pilzesuchen holen“ . . .

Chronik.

- 1. November.** Feierliche Grundsteinlegung für die evangelische Kirche in Taborze.
- 8. November.** Enthüllung eines von Prof. Böse-Berlin hergestellten Kreisriegerkriegsdenkmals in Pleß.
- Auf eine Anfrage des Ministers an die Stadtkommune von Falkenberg O. S., ob sie geneigt sei, für eine dort zu errichtende Handschuhnähschule die erforderlichen Räume unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, sowie für Beheizung und Beleuchtung zu sorgen, hat der Magistrat in bejahendem Sinne geantwortet.
- 9. November.** Die Verlegung der Fanny-Zinkhütte von Kattowitz nach Hohenloehütte wegen Erlöschens der Konzession zum Betriebe mit dem 1. Oktober d. J. ist soweit gediehen, daß die maschinellen und Betriebseinrichtungen der alten Hütte in die neben der Hohenloehütte zu diesem Zwecke neu errichteten Gebäude übertragen worden sind, und am Sonnabend die Muffelanstalt bereits probeweise in Betrieb gesetzt wurde. Die einzelnen Betriebe der Zinkhütte sollen von nun an probeweise allmählich eingeführt werden; bis zur vollen Inbetriebsetzung der Hütte dürfte etwa noch ein Zeitraum von 6 Wochen vergehen. (Schles. Zeit.)
- 10. November.** Die kirchlichen Körperschaften der St. Barbaragemeinde in Königshütte gaben in einer am Sonntag abgehaltenen Sitzung ihre Zustimmung zu dem Bau eines neuen katholischen Gotteshauses für den Stadtteil Pniaki auf dem daselbst neuangelegten Friedhofe nach einem durch Professor Schmitz in Nürnberg entworfenen Projekt unter Genehmigung des Kostenanschlages in Höhe von 300 000 Mk. Gleichzeitig wurde die Aufnahme einer Anleihe von 100 000 Mk. aus der Diözesan-kasse zum Zinsfuße von 3 Proz. genehmigt. Aus dem Freizugelderfonds ist eine Beihilfe von 60 000 Mk. und durch eine Spende des fürstbischöflichen Dr. Kopp die Summe von 30 000 Mk. zu den Baukosten zu erwarten, so daß die Kirchengemeinde noch 110 000 Mk. aufzubringen hat.
- 12. November.** Die Schles. Zeit. von diesem Tage berichtet in ihrem Morgenblatt: Der Landwirtschaftliche Kreisverein zu Leobschütz beriet in seiner letzten Sitzung über die Förderung der Ziegenzucht im hiesigen Kreise. Der Vorsitzende Landrat Dr. Ihmer teilte mit, daß nach einer vorgenommenen Zählung der Kreis Leobschütz der ziegenreichste der ganzen Provinz sei, da in ihm mehr als 10 000 Ziegen vorhanden seien. Die Landwirtschaftskammer für Schlesiens hat sich erboten, bei Einrichtung von Bockstationen zwei Drittel der Anschaffungskosten der Böcke, bis zum Höchstbetrage von 40 Mk. für den Bock zu tragen. Vom landwirtschaftlichen Verein in Tarnowitz, der sich unter der Leitung seines Vorsitzenden, Landrat von Schwerin, ebenfalls der Ziegenzucht sehr annimmt, war auf geschehene Anfrage

die im Kreise Carnowitz eingeführte hornlose Langensalzaer Rasse empfohlen worden. Gutspächter Hermstein in Blümsdorfs empfahl auch die Schweizer Saanenziege, welche in Pfungstadt für Deutschland akklimatisiert wird. Ein Bock der Langensalzaer Rasse kostet 1 bis $1\frac{1}{2}$ jährlich 40—50 Mk., ältere 50—60 Mk., ein Bock der Saanenziege je nach Alter und Schönheit 40—90 Mk. Der Verein beschloß, im Kreise zehn Bockstationen einzurichten und fünf derselben mit Langensalzaer, fünf mit Saanenziegenböcken zu besetzen. Die vorläufigen Kosten dafür mit 800 Mk. wurden bewilligt und die Herren Hermstein und Amtsvorsteher Barnert in Königsdorf mit dem Einkauf der Böcke an Ort und Stelle beauftragt.

15. **November.** Geh. Kommerzienrat Doms, Ehrenbürger der Stadt Ratibor, feiert sein fünfzigjähriges Bürgerjubiläum.
29. **November.** Der Kreistag von Leobschütz beschließt mit 25 gegen 5 Stimmen, zum staatlichen Ausbau einer Nebenbahn von Baurwitz über Deutsch-Neukirch, Bieskau, Nassiedel nach der Reichsgrenze in der Richtung auf Troppau, gemäß einem Ansuchen des Ministers der öffentlichen Arbeiten vom 26. Oktober d. J., statt der unentgeltlichen Hergabe des Grund und Bodens eine unverzinsliche, nicht rückzahlbare Pauschsumme bis zum Betrage von 551 000 Mk. zu bieten und die Mitbenutzung der Chausseen und öffentlichen Wege für die Zwecke der Bahnanlage, soweit dies die Aufsichtsbehörde für zulässig erachtet, unentgeltlich zu gestatten.

